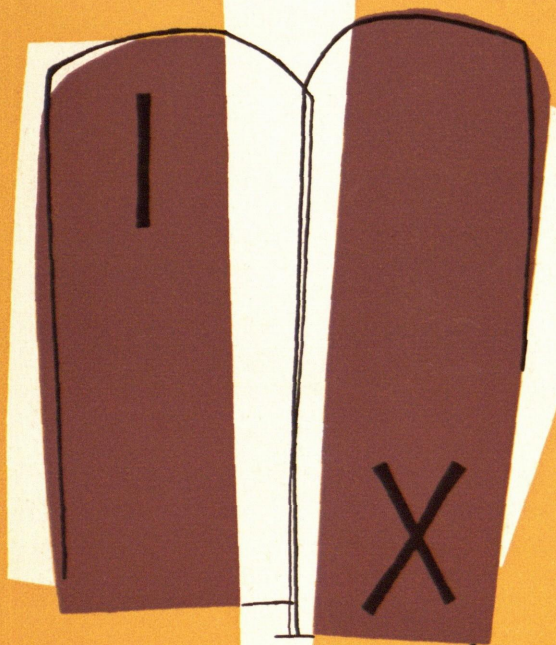


Hans Brandenburg



WIE

SAULUS

ZUM

PAULUS WURDE

HANS BRANDENBURG

*Wie Saulus
zum Paulus wurde*

*Zum Verständnis der Bekehrung
des Apostels Paulus*

SCHRIFTENMISSIONS-VERLAG GLADBECK

1959 im Schriftenmissions-Verlag, Gladbeck/Westf.

Titelzeichnung: Kurt Wolff, Kaiserswerth

Druck: Krämer & Banker, Gelsenkirchen-Buer

INHALT

Einleitung	5
1. Gottes Stunde	8
2. Die erste Frage des Saulus	16
3. Die Antwort Jesu	21
4. Die zweite Frage des Saulus	23
5. Jesu zweite Antwort	29
6. Dabei, doch unbeteiligt!	32
7. Der unbekannte Soldat Jesu Christi	35
8. Der Befehl Christi	39
9. Der Dienst des Ananias an Saulus	47
10. In der Gemeinde Jesu	51
11. Der Christusbeweis	56
12. Der Schriftbeweis	63
13. Der neue Name	66

EINLEITUNG

Man hat dem alten wie dem neuen Pietismus oft den Vorwurf gemacht, daß er zuviel Gewicht auf die Bekehrung lege. Zugegeben, daß die Bekehrung des Menschen zu Gott oft eng oder gesetzlich verstanden wurde, — grundsätzlich aber wird man von der Offenbarung her nicht bestreiten können, daß der Glaube — im Sinne der Botschaft des Neuen Testaments — nicht der Ertrag einer psychologischen Entwicklung ist. Er ist vielmehr ein Schöpfungsakt des Heiligen Geistes, d. h. ein Gnadengeschenk „ohn all unser Verdienst und Würdigkeit“. So sehr der Schöpfer unseres Lebens und Wirker unserer Lebensgeschichte diese Gabe vielfältig vorbereitet, sei es durch den Segen der Eltern, sei es durch Erziehung und Begegnung, Erfahrung und Erleben, so bleibt die große Abkehr vom Anspruch des Diesseitigen zum absoluten Anspruch Gottes immer ein Wunder Gottes. Auch auf dem Boden einer vom Evangelium mehr oder weniger beeinflussten Kultur. Darum wird überall, wo lebendige Gemeinde ihrem Herrn dient, der Christ darum beten und darauf warten, daß Gott seine Gemeinde mehrt durch echte Bekehrungen. Dabei mag es nicht wichtig sein, ob diese eine „pietistische“ Form im Sinne dieser kirchengeschichtlich gewordenen Richtung oder eine konfessionell kirchliche Form hat.

Demnach ist es deutlich, daß es uns hier nicht um die psychologischen Formen religiösen Erlebnisses geht. Es geht auch nicht um irgendwas für sittliche Gesetzesforderungen, als müßten wir eine Reihe von Vorschriften erfüllen, um für „bekehrt“ gehalten zu werden. Es geht vielmehr allein um den Glauben. Aber nun nicht um einen bloß intellektuellen Akt, auch nicht um eine theologische Erkenntnis, sondern um den Glauben als neue Existenzform des Lebens. Es geht uns nicht um das biologisch feststellbare Leben eines Menschen, der seinen Platz innerhalb der übrigen Schöpfung hat. Es geht uns um ein Leben, das zwar keineswegs aus der Natürlichkeit herausflieht, aber sich doch nicht durch die Gesetze der Natur erklären

läßt. Dieses neue Leben schenkt Gott uns durch die Vermittlung seines ewigen Sohnes Jesus Christus. Gott schenkt dieses Leben höherer Ordnung. Weil es aber nicht kommt auf Grund der Naturgesetze, kommt es auch nicht zwingend wie das Alter oder der Tod. Man kann die paar Jahrzehnte dieses Erdenlebens durchlaufen, ohne das Leben aus Gott zu haben. Offenbar tun das viele Menschen. Wahrscheinlich sogar die meisten. Dennoch gibt Gott einem jeden die Möglichkeit zu einer Bekehrung und darum zum Neuanfang seines Lebens.

Und weil Gott dieses Glaubensleben nicht zwangsläufig gibt, darum beginnt es mit der Bekehrung. Diese kann sehr mannigfache Formen haben — so mannigfach wir Menschen von Angesicht und Charakter sind. Dennoch hat dieser Anfang des Glaubens gewisse typische Züge, die sich immer wiederholen oder sich doch wiederholen sollten. Diesen typischen Zügen einer gesunden Bekehrung wollen wir hier nachspüren, indem wir sehr aufmerksam den Bericht über die Wende im Leben des Saulus von Tarsus, des späteren Apostels Paulus, lesen und auszulegen suchen.

Bekehrung ist das Anfangsstadium des Glaubens. Es ist darum nichts Fertiges. So wie ein neugeborenes Kind noch kein erwachsener Mensch ist. Aber es ist doch etwas Ganzes, wie ein gesunder Säugling eben auch etwas Ganzes ist.

Bekehrung ist wie der Glaube ein Geschenk Gottes. Und es ist doch zugleich auch eine Forderung, ein Gebot Gottes. Darüber wird der Unglaube immer wieder den Kopf schütteln. Der selbstsüchtige, ungebrochene Mensch kennt eben nur ein Schenken, wo er selbst passiv bleibt. Das ist ja auch das Bequemste. Sein Ideal ist das Schlaraffenland, das Paradies der Faulpelze. Wer Gottes Schenken nur so erwartet, wird enttäuscht bleiben müssen.

„Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern, denn Gott ist es, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen“, so schreibt derselbe Paulus später den Philippern (2. 12f). Damit umschreibt

er das Wunder des Gottesgeschenkes, das uns nicht zu passiven Klötzen erniedrigt, sondern uns die Freiheit der Entscheidung gewährt. Gott drängt seine Gabe niemand auf. Die Größe seines Geschenks soll und will in uns nicht nur Sehnsucht und Verlangen, sondern auch Gehorsam und Umkehr vom selbstischen Wege bewirken. Daß wir uns dieser Nötigung entziehen können, ist die Kehrseite der hohen Würde, zu der Gott den Menschen bestimmte, als er ihn zu seinem Bilde schuf.

Daß Bekehrung etwas anderes ist als Frömmigkeit oder etwa nur Moral, kann uns an Saulus deutlich werden. Gott erkennt gewiß jedes kindliche Gottvertrauen an und hört auch das Schreien der jungen Raben, wie es im Psalm heißt (Ps. 147. 9). Aber hier geht es um den tiefen Einschnitt im Leben, um eine Kehrtwendung, die der Mensch um seiner Ichbezogenheit willen dringend nötig hat, damit er sein Lebensziel nicht verfehlt.

Es ist keine Engstirnigkeit, die uns zu diesem Thema führt. Vielmehr ruft uns die Barmherzigkeit Gottes aus aller unverbindlichen Halbheit heraus in den verbindlichen Dienst Gottes. So sagt es Paulus den Römern (12. 1): „Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begehbt zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei; das sei euer vernünftiger Gottesdienst.“

Wer es erfuhr, wie groß diese Möglichkeit des Lebens ist, kann darüber nicht schweigen. Wer es noch nicht erfuhr, dem soll es bezeugt werden, damit auch er teil bekommt am großen Gut der Gabe Jesu Christi.

1. GOTTES STUNDE

Jesus ist uns vom Vater gegeben, damit wir durch ihn und an ihm die neue, tiefe Gemeinschaft mit Gott erfahren. Sie ist etwas anderes als bloßer Vorsehungsglaube oder ein schlichtes Gottvertrauen, obgleich sie beides einschließt. Sie ist das Unterworfensein vom königlichen Anspruch Jesu als des Herrn. Diese Unterwerfung ist die Folge seiner rettenden, vergebenden Liebe. Man kann Jesus nur ungeteilt angehören, weil er sich uns ungeteilt gibt. Das wird am deutlichsten in seinem Kreuzesende erwiesen.

Solch eine innere Entscheidung für Jesu Anspruch hat gewiß ihre Vorgeschichte und ihre Entfaltung. Aber weil ein Willensentschluß nur dann zustande kommt, wenn ein starkes Motiv, ein bestimmender Beweggrund, in unser Leben tritt, so sollte nicht von einer „täglichen Bekehrung“ geredet werden. Dadurch wird der Ernst der Entscheidung verflacht, und nur zu leicht schleicht sich der Entwicklungsgedanke, den wir auf den natürlichen Wegen kennen, in die Bekehrung ein.

Gewiß sind wir täglich neu gefragt, ob wir glauben und gehorchen wollen. Aber wenn die Lebensentscheidung echt und wahr gefallen ist, so sollte unser tägliches Jasagen zu Jesus nicht eine tägliche neue Bekehrung einschließen. Wir befinden uns dann in der Nachfolge Jesu, die wohl allezeit eine neue Realisierung unseres Glaubens fordert, aber nicht täglich die neue Lebensentscheidung erwartet, ob wir Jesus als Heiland anzurufen bereit sind.

Darum ist es berechtigt, von einer Gottesstunde im Leben zu sprechen, ohne daß wir dazu die Uhr oder den Kalender zu Hilfe nehmen müßten. Gerade der ratlose Mensch der Gegenwart, der den letzten Halt entbehrt, sehnt sich nach einer Gottesstunde, wo seine Stellung zum Schöpfer und Vollender ihre letzte Klärung findet. Wir haben zu oft nur fromm geplaudert. Es geht aber nicht um Wörter und Gedanken, es geht um Gottes Wirklichkeit. Daß diese in unser Leben bräche, so daß wir mit seiner uns umfassenden Gegenwart allezeit rechnen dürfen. Viele wün-

schen sich, daß Gott seine Hand auf uns lege und uns seiner Gemeinschaft froh werden lasse. Wir brauchen die Gewißheit, daß er durch Christus wegnimmt, was uns innerlich belastet und quält. Wir schauen danach aus, daß unser Leben durch Gott eine neue Richtung bekomme, und wir aus tausend Wirrnissen auf freie Bahn gelangen und zielsicher durch die Tage schreiten. Das gäbe unserem Leben eine Erfüllung, die mehr ist als ein momentanes Glücksgefühl.

Vielleicht schüttelt manch ein Leser den Kopf: Das alles brauche ich nicht, denn ich habe Gott „erlebt“. Fragen wir einen solchen nach Wann und Wo und Wie, so erfahren wir meist eine wunderbare Errettung, eine erstaunliche Durchhilfe oder eine beglückende Gebetserhörung. Wer sollte solch ein Erlebnis nicht ehrfürchtig achten? Jeder weiß, wie dankbar er für manche erstaunliche Wendung in aussichtsloser Lage sein müßte. Wir dürfen Gott den Lobpreis für seine Führung nicht schuldig bleiben.

Ein Teilnehmer am letzten Kriege berichtete uns, wie er in seinem Schützenloch den Durchbruch der schweren feindlichen Panzer erlebte. Eines dieser Ungetüme rollte genau auf seine Stellung zu. Er schrie verzweifelt nach Gottes Hilfe. Da geschah das Erstaunliche, daß der Panzer nur wenige Meter vor seinem Schützenloch anhielt und auf die Stellungen mit seinem Maschinengewehr zu feuern begann. Er selbst blieb verschont. Nach banger Minuten begann der Gegner sich langsam rückwärts zu bewegen, der Erzähler blieb bewahrt und gerettet.

Ganz gewiß ist solch eine Bewahrung unvergeßlich. Es ist verständlich, daß der Erzähler mit den Worten schloß: „Damals habe ich Gott erlebt.“

Wir sind jedoch in das Schema der Zeit eingesperrt. D. h. das Rad der Ereignisse rollt weiter. Was gestern war, wird zum Vorgestern, und das Morgen wird zum Heute. Die Gegenwart stellt sich als zwingende Realität vor uns, mit der wir zu rechnen haben. Sie fordert unsere Aufmerksamkeit. Auch wenn wir Vergangenes nicht vergessen, so tritt

es doch in den Hintergrund. Langsam wird das Bild unklar und verschwimmt. Es legt sich Staub oder gar Geröll auf das Erlebte. War das Erlebnis auch noch so eindrucksvoll, es kann seine Kraft nicht behalten, wenn es nicht der Anfang einer Kette von Geschehnissen wurde. Von Vergangenen kann man nicht leben. Immer macht die Gegenwart unser Leben aus. Mag die Erinnerung auf die Gegenwart wirken, so bleibt die Gegenwart doch stärker als sie.

Es geht beim Glaubensleben nicht um einen Blitzstrahl in dunkler Nacht, der einen Augenblick alles in helles Licht taucht, so daß mancherlei Geheimnis der Umgebung gedeutet wurde. Es geht vielmehr um eine aufgehende Sonne, die ein stetes uns begleitendes Licht bleibt. Es geht nicht um einen verklingenden Staccato-Ton, der auf der Klaviatur angeschlagen wurden, — es geht um einen strömenden Orgelton des neuen Liedes. Wird aus dem Erlebnis nicht ein neues Leben, dann hat es seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Die Bekehrung will Eingang zu solch einem neuen Leben werden.

Zahlreich sind auch jene, die solchen Neuansatz ihres Lebens durch eine radikale Wendung zu Gott für überflüssig halten, weil sie durch Erziehung und Gewöhnung sich längst einer religiösen Schau der Dinge befleißigen. Gewiß wollen wir solch eine fromme Erziehung und Gewöhnung nicht abwerten. Hätten wir davon eine stärkere Substanz in unserer Volke, so wäre vieles leichter. Aber wer weiß es nicht, daß gerade das Gewohnheitsmäßige den Umgang mit dem Heiligen profaniert. Das Wunder der Gnade wird zum hausbackenen, trockenen Brot. Es bringt nicht mehr zum Staunen. Das ist oft die Not der Kinder aus frommen Häusern. Ihnen ist Gott und sein Werk zur Selbstverständlichkeit geworden, die sie zu langweilen droht.

So gewiß Gott auch immanent wirksam ist in den natürlichen Zusammenhängen unseres Lebens — Elternhaus, Schule, Volk, Beruf, Ehe — er erschöpft sich nicht in der Schöpfung dieses Kosmos, dessen Segnungen wir täglich

erfahren. Er ist in diesen natürlichen Dingen oft so verhüllt, daß die Mehrzahl der Menschen gar nicht nach dem Geber und Schöpfer fragen, obwohl sie nach seinen Gaben gieren und daran hängen. Gott hat aber noch mehr, als uns der Alltag mit seinen Gaben und Aufgaben zu bringen vermag. Es ist kurzsichtig, den natürlichen Entwicklungsgedanken auf Gottes neue Schöpfung zu übertragen. Wer nichts mehr kennt, als die Entwicklung aus dem Gegebenen, der kennt den Vater Jesu Christi noch nicht.

Gewiß kann man eine natürliche Religiosität auch mit christlichen Bezeichnungen schmücken, aber wir werden der Botschaft des Neuen Testaments damit nicht gerecht. Wenn Paulus schreibt: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Schöpfung“ (2. Kor. 5, 17) oder wenn Johannes in seinem Brief sagt: „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben, und wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht“ (1. Joh. 5. 12), so meinen diese Männer gewiß etwas ganz anderes, als eine unverbindliche religiöse Weltanschauung. Mag diese menschlichen Ideen und Vorstellungen Raum geben, in ernster Situation offenbart sie ihre Kraftlosigkeit. Es geht uns hier um mehr als um Religion. Diese ist die Bewegung des Menschen von unten nach oben, in Richtung auf das Rätsel Gottes und der Ewigkeit. Im Glauben aber wird der Mensch überwunden von der Selbstmitteilung Gottes. Der Mensch findet nie den Weg zu Gott, es sei denn, Gott geht den Weg zu ihm. Das tut er in Jesus Christus. Hier ist darum „das Ende aller Religion“, d. h. aller Weltanschauung, aller Selbstbemühung und Selbsterlösung. Wo uns Jesus begegnet und seinen Herrschaftsanspruch an uns verwirklicht, da ist Gott ein für allemal als unser Vater in den Mittelpunkt unseres Lebens getreten. Da wird in einer Gottesstunde „ein Mensch von neuem geboren“, wie Jesus es zu Nikodemus sagte.

Weil diese Frage so entscheidend wichtig ist, müssen wir uns um eine echte Umkehr zu Gott bemühen. Wir wissen wohl, daß die Berufung und Bekehrung des Saulus von Tarsus ein besonderer Fall war, der sich aus den Bekeh-

rungen der übrigen Menschen herausheben mag. Aber wenn wir den Bericht über seine Bekehrung aufmerksam betrachten, dann werden wir nötige Einsichten erhalten und wichtige Impulse bekommen. Wir werden uns wohl stets sagen müssen, daß Gott sich nie wiederholt. Es wird äußerlich bei jedem von uns anders gehen. Gott schafft Originale, und darum wirkt er auch originell. Aber er ist der Eine Gott, und wir Menschen sind alle aus dem gleichen Holz geschnitzt. Daher lernen wir von eines jeden Wege, der zu Gott fand.

Und nun wollen wir schrittweise die Erzählung des Lukas lesen, der uns im neunten Kapitel seiner Apostelgeschichte einen Bericht über das Erleben des Saulus gibt.

„Saulus atmete noch Drohen und Mord gegen die Jünger des Herrn. Er ging zum Hohenpriester und erbat sich von ihm Empfehlungsschreiben an die Synagogen in Damaskus, um, wenn er einige dieses Glaubensweges fände, ob Männer oder Frauen, sie gefesselt nach Jerusalem zu führen.“ (9. 1 u. 2.)

Wir wissen nicht viel von der Vorgeschichte des Saulus. Er war ein Benjamingit und stammte aus Tarsus in Zilizien im südlichen Kleinasien. Er war in diesem Hause der jüdischen Diaspora streng fromm erzogen. Die Eltern mögen ihm in Erinnerung an den einstigen König aus dem Stamm Benjamin den Namen Saul gegeben haben. Er erzählt später, daß er von Jugend auf eifrig im Halten des mosaischen Gesetzes und der Vorschriften der Schriftgelehrten war. Seine Altersgenossen übertraf er in der Strenge der Befolgung der Gesetze. Der Jüngling geht nach Jerusalem, um bei dem damals bekannten und geschätzten Theologen und Schriftgelehrten Gamaliel zu studieren. Ob er Jesus persönlich gehört und gesehen hat? Man meinte es aus dem Wort an die Korinther schließen zu können: „Obwohl wir Christus gemäß dem Fleisch gekannt haben, so kennen wir ihn jetzt nicht mehr so“ (2. Kor. 5, 16). Zwingend ist dieser Rückschluß nicht. Paulus könnte bei diesem Wort an die Bewertung der Person Jesu gedacht

haben. Zum ersten Male wird Saulus im Zusammenhang mit der Steinigung des Stephanus genannt. Er war Zeuge seiner Tötung und hütete die Mäntel derer, die die Hinrichtung vollzogen. Es wird von Lukas ausdrücklich geschrieben: „Saulus war einverstanden mit der Tötung des Stephanus.“ In der folgenden Zeit war er offenbar die Triebfeder der Verfolgung und Zerstörung der nach Tausenden zählenden Gemeinde Jesu in Jerusalem. Saulus suchte die Jünger und Jüngerinnen in ihren Wohnungen auf und überlieferte sie dem Gericht. Wörtlich bekennt er später vor Herodes Agrippa, daß er selbst, ausgestattet mit der Vollmacht des Hohenpriesters, die Verhaftungen vollzog, in den Synagogen Züchtigungen vornahm und die Gläubigen zwang, durch ein Fluchwort gegen den Namen Jesu diesem abzuschwören. Wer sich weigerte, ging in den Tod. Frauen wurden sowenig geschont wie Männer. Die Folge war, daß die Mehrzahl der Gläubigen, die diese Verfolgung überlebten, Jerusalem verließen und in der Provinz zu Zeugen des Auferstandenen wurden. (Das wurde die erste, durch eine Verfolgung erzwungene großzügige Missionsaktion.) So hat der junge fanatische Eiferer unermessliches Leid über die Urgemeinde gebracht. (Wer darüber im Neuen Testament lesen will, schlage folgende Abschnitte auf: Apg. 7, 56–8, 4; 22, 3–5; 26, 4–11; 2. Kor. 11, 21–22; Gal. 1, 13, 14; Phil. 3, 5, 6; 1. Tim. 1, 12. 13.) Noch im Alter hat Paulus seine Exzesse notvoll empfunden.

„Noch atmete Saulus Drohung und Mord“, so berichtet Lukas. Der fanatische Haß gegen die Anhänger Jesu war der Atem seines Lebens. Jeder Atemzug ein Angriff auf die junge Kirche. Es ließ ihn darum nicht zur Ruhe kommen, daß nur in der Hauptstadt Judäas sein Verfolgungswerk zu einem gewissen Abschluß gebracht war. Draußen konnte diese Pestilenz weiterschleichen und ihr Gift in der Diaspora des Judentums verbreiten. Saulus hatte offenbar gehört, daß sich in der Hauptstadt Syriens, dem ehrwürdig alten Damaskus, eine Schar der Jünger zusammengefunden hatte. Er ruhte nicht, bis der Hohepriester eine Vollmachtsurkunde ausgestellt hatte, um auch

die dortige Judengemeinde zu reinigen vom Irrweg der Anbeter Jesu. Diese wurden ja bisher als eine Sekte innerhalb des Judentums angesehen. Der Hohe Rat war die geistliche Gerichtsbehörde auch über das Judentum in der Zerstreuung. Es ist allerdings fraglich, ob seine Macht so groß war, daß er auch in Damaskus Verhaftungen vornehmen lassen durfte. Aber das Judentum hielt die römische Macht ohnehin für ungesetzlich und der römische Statthalter sah bei innerjüdischen Kämpfen gerne durch die Finger, um weiteren Verwicklungen aus dem Wege zu gehen.

Die Christen werden hier Menschen „dieses Weges“ genannt. Das ist eine treffliche Umschreibung. Sie waren nicht Menschen, die nur durch gemeinsame Gedankengänge verbunden waren, es war nicht ein Statut oder ein Gesetz, das sie zusammenhielt, auch noch nicht ein formuliertes Bekenntnis wie später in der Kirchengeschichte. Der Weg — das ist eine Lebensrichtung. Sie sind noch nicht am Ziel, sie sind unterwegs, viatores, Leute, die einen Pfad fanden, auf dem es gilt weiterzugehen. Sie sind in der Nachfolge dessen, der gesagt hat: „Folget mir nach!“ Es geht ihnen nicht um ein umwälzendes Wissen, durch das sie sich von den Unwissenden unterschieden, es geht ihnen um eine Bewegung, die durch die Begegnung mit Jesus ausgelöst wurde. Schon die Propheten haben einen Weg verheißen (Jes. 35, 8; 49. 11 u. ö.). Der Weg ist keine Theorie, sondern eine Lebensform in der Abhängigkeit dessen, der sich der gute Hirte nannte und die Seinen auf dem Wege leitet. Er konnte sogar sagen: „Ich bin der Weg.“ Saulus selber bekennt später: „Ich habe diesen Weg verfolgt bis zum Tode.“ Seine Absicht war auch jetzt in Damaskus ganz eindeutig: ein Israelit, der diesen Weg, den Jesusweg, geht und ihm nicht abschwört, hat sein Leben verwirkt. Er muß um des Gottes der Väter willen ausgelöscht werden.

In dieser Gesinnung zog er aus Jerusalem gen Norden, um über Galiläa die syrische Grenze zu erreichen. Er mußte die uralte Karawanenstraße nach Damaskus ziehen, auf

der in anderer Richtung schon vor zweitausend Jahren Abraham mit seinen Rindern gezogen war. Saulus war nicht allein. Er hatte gewiß eine größere Schar mit sich, weil unter Umständen bei dieser Expedition Gewalt angewendet werden mußte. Voll Siegesgewißheit und mit dem Gefühl, Gott einen Dienst zu tun, zogen sie dahin. Saulus hat später von solchen Leuten gesagt: „Sie eifern um Gott, aber mit Unverstand“ (Röm. 10, 2).

Ein kleines Wörtlein, das im griechischen Urtext nur drei Buchstaben umfaßt und um seiner Klanglosigkeit willen leicht verschluckt werden kann: „éti“ = „noch“ gibt diesem ersten Satz unseres Berichtes einen besonderen Sinn. „Noch“ ist Saulus siegesgewiß, „noch“ spinnt er Pläne voll Haß und Verderben gegen die kleine Gemeinde Jesu in Damaskus, — aber wie lange?

Die ganze Fragwürdigkeit menschlicher Pläne und Absichten wird in diesem Wörtlein offenbar. „Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe“, hat der junge Theologe Saulus in den Salomosprüchen gelesen (16, 9). Ob er darüber nachsinnt? Das kleine Wort „noch“ stellt alle seine Pläne in Frage!

Noch scheint alles nach seinem Wunsch zu gehen. Auch der Hohe Rat war bereit, die Briefe für Damaskus auszustellen. Wie sicher gehen wir doch unsere Straße! Und wie oft schwebt auch über uns das Wörtchen „noch“!

Allerdings könnte dieses Wort auch sehr tröstlich sein. Etwa für die Christenschar in Damaskus, die schon voller Angst und Aufregung ist, weil sie Nachricht hat vom Kommen der Häscher. Noch seid ihr in Angst! Noch scheint eure Lage aussichtslos. Noch ruft ihr nach der Hilfe eures Herrn. „Seid unverzagt, ihr habet die Hilfe vor der Tür, der eure Herzen labet und tröstet, steht allhier“. So möchte man mit dem alten Adventslied singen.

Noch! Das heißt: Eine gewisse, eine kleine Zeit, dann ändert sich die Lage. Petrus schrieb in seinem Brief: „Jetzt seid ihr eine kleine Zeit, wo es not ist, traurig in mancherlei Anfechtungen.“ Tausendfach und abertausendfach hat

Jesu Schar es im Laufe der Jahrhunderte erfahren: Noch sah alles so dunkel und aussichtslos aus, aber „über ein Kleines werdet ihr euch freuen“ (Joh. 16, 16–22). Dieser seltsame Wechsel von Verzagen und Zuversicht, von Klage und Lob, von Not und Hilfe im Christenleben! Man lese dazu den prächtigen 30. Psalm!

Gott hat seine Zeiten. Wer sich in die Bibel vertieft, weiß dafür nicht nur beglückende Beispiele. Die ganze Geschichte der Offenbarung bezeugt es. Gott hat seine Zeiten für Gericht und Gnade. Er kann auch erstaunlich lange warten. Darum rühmt die Bibel oft seine Geduld und Langmut. Aber ein andermal hat er es auch sehr eilig, etwa wenn Sodom und Gomorra verschwinden sollen. Er ist der Herr der Zeiten, das gilt auch von den großen Epochen der Geschichte. Davon hat Daniel viel geschrieben. Aber es gilt auch vom privaten Leben. Einen Joseph läßt er im Gefängnis vergessen sein, bis die Stunde seiner Befreiung und Erhöhung da ist. Er ließ Israel auf den verheißenen Messias Jahrhunderte warten. Und er läßt Generation auf Generation die Adventslieder vom Wiederkommen Christi singen, ohne daß ihnen Erfüllung wurde. „Der Herr verzieht nicht die Verheißung, wie es etliche für einen Verzug halten, sondern er hat Geduld mit uns und will nicht, daß jemand verloren gehe“ (2. Petr. 3, 9).

Das „Noch“ Gottes macht sehr bescheiden. Wie lange wird Gott noch warten? Aber das „Noch“ Gottes ist auch sehr tröstlich. Weil Gott wartet, können auch wir Geduld haben. Er wird einst zu seinem Ziele kommen.

2. DIE ERSTE FRAGE DES SAULUS

„N a h e a n D a m a s k u s“, also fast am Ziel war Saulus mit seinen Begleitern, als ihm Einhalt geboten wurde. „Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wogen“, ruft der Schöpfer dem tobenden Meer entgegen nach dem gewaltigen Schöpfungsbericht im Buche Hiob (38. 11).

Der Angriff des Saulus gegen die kleine Schar auf dem Jesusweg in der alten syrischen Hauptstadt wird vom Auferstandenen in eigener Person aufgehalten. Ein rätselvoller, aller menschlichen Erklärung spottender Vorgang. Wir Menschen sind nicht in der Lage, mit unseren immanenten Begriffen Ereignisse zu erklären, die transzendenten Ursprungs sind. Wir sprechen dann vom Wunder. Ein Wunder ist stets der unmittelbare Einbruch der ewigen Welt Gottes in diese zeitlich bedingte Welt. Alle Menschenworte können hier nichts erklären. Sie können nur auf die Zeichen hinweisen, die geschehen sind.

Hier war das Zeichen das blendende Licht. Paulus schildert es später (26. 13) vor Agrippa als „heller als der Sonne Glanz“. Dieser Glanz umleuchtete ihn und seine Begleitung, so daß alle zu Boden stürzten. Aber nur er wird von diesem Licht so geblendet, daß er für Tage sein Augenlicht verliert. Offenbar hat er in diesem Licht den gesehen, den er im nächsten Augenblick mit „Herr“ anredet. Später schrieb der Apostel den Korinthern: „Habe ich nicht den Herrn gesehen?“ (1. Kor. 9, 1). Und weiter: „Zuletzt wurde er auch von mir, als einer unzeitigen Geburt gesehen“ (1. Kor. 15, 8, wo er alle ihm bekannten Erscheinungen des Herrn Jesus nach seiner Auferstehung aufzählt). Es ist später für Paulus gar kein Zweifel darüber gewesen, daß er in jener Stunde im überirdischen Licht den auferstandenen Jesus gesehen habe. Es ist dieses die einzige Erscheinung des Auferstandenen nach seiner Himmelfahrt. Sie ist wohl zu unterscheiden von allen späteren Visionen und Gesichtern, sei es jene, die Paulus selbst hatte, (z. B. Kap. 22, 17; 18, 8; 2. Kor. 12,9 u. a.), sei es, daß sie im Laufe der Kirchengeschichte andern Christen gewährt wurden. Er selbst hat jedenfalls einen grundsätzlichen Unterschied zwischen diesen traumhaften Visionen und der Erscheinung vor Damaskus behauptet. Eine kritische Stellungnahme unsererseits wäre sinnlos, da wir keine Unterlagen für eine Untersuchung haben. Wir müssen uns auf den biblischen Bericht verlassen. Es sei denn, daß wir das Wunder grundsätzlich leugnen. Aber damit ist ohnehin die

Basis zu einem Gespräch entzogen. Paulus selbst stand so sehr unter der Macht der Wahrheit, daß wir seinem Wort mit einem großen Vertrauen begegnen können. Auch Lukas, der Paulus persönlich so nahe gestanden hat wie wenige, konnte sich nur auf die Berichte des Paulus selbst stützen.

So bedeutungsvoll auch für Saulus das Erblicken des Auf-erstandenen war, — die Entscheidung über seinen weiteren Weg fiel erst durch das Wort Jesu. Die Erscheinung hätte ihn richten und vernichten können. Es hätte ihm gehen können wie jenem Propheten, der erschrocken aufschrie: „Weh mir, ich vergehe, denn ich bin sündiger Lippen und wohne unter einem Volk von sündigen Lippen und habe den Herrn, den König, gesehen mit meinen Augen“ (Jes. 6, 5). In einem Nu mußte Saulus erkennen, daß er in einem furchtbaren Irrtum befangen war. Sein Eifer gegen die, die die Auferstehung Jesu bezeugten, war ein unaussprechliches Unrecht gegen Gottes Wahrheit. Nicht die Christen waren irrende Schwärmer, — er war der Fanatiker auf dem Irrweg. Er meinte, Gott zu dienen, und er erkannte: Er hat gegen Gott gekämpft. Er hatte viel unschuldiges Blut vergossen.

Wir wissen, daß in solchen Augenblicken, ja in Bruchteilen von Sekunden vor unserem Auge ganze Filmrollen der Erinnerung sich abrollen können.

Die Gestalt im Licht trifft ihn aber nicht mit einem vernichtenden Blitzstrahl, nicht wie Ananias und Sapphira wird Saulus vernichtet. Er wird durch Jesus angerufen. Wo Gott anruft, da wirkt seine Gnade. „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen“, wird Israel von Gott gesagt. Schon im Anruf, den Saul hört, liegt die gnädige Herablassung des Herrn:

„Saul, Saul, warum verfolgst du mich?“

Saul ist für Jesus kein Fremder. Er sieht sich vom Rufenden erkannt. Wie wenn im Dunkel jemand uns anredet oder in der Fremde uns jemand zu kennen meint. Der

wiederholte Ruf seines Namens ist hier ein Zeichen, daß Saul längst unter der Beobachtung des Rufers stand. Wie mag dem jungen Schriftgelehrten in diesem Augenblick die Wahrheit des 139. Psalmes aufgegangen sein: „Herr, du erforschest mich und kennest mich! Du verstehst meine Gedanken von ferne und siehst alle meine Wege.“

Es ist nicht entscheidend, ob der Tonfall des Rufers mehr bedrohlich oder vorwurfsvoll war, — auf jeden Fall wußte sich Saulus durchschaut und erkannt. Der von ihm Gehaßte tritt ihm in den Weg und würdigt ihn eines Satzes, einer Frage.

Für Saulus war Jesus bisher ein Toter. Nach seiner bisherigen Auffassung hatte der Hohe Rat Recht getan, Jesu Leben auszulöschen, weil er Israel verführte. Jetzt brach diese Auffassung, seine Frömmigkeit, seine Theologie, seine Meinung von den Christen zusammen. Jesus lebt! Er lebt nicht in einem unzugänglichen Totenreich. Er ist gegenwärtig. Er greift in diese Welt und unser Leben ein. Er spricht ein machtvolles, gewichtiges Wort in unser Dasein.

Hat er denn Jesus verfolgt? Einen Toten sah er nicht als eine Größe an, mit der zu rechnen ist. Nur die Leute, die seinen Namen anrufen, reizten seinen Zorn. Jetzt muß Saulus erschütternd erkennen, daß er Jesus traf, wenn er seine Jünger schlug.

„Warum verfolgst du mich?“

Man kann nicht Jesu Jünger hassen, ohne zugleich ihn zu hassen. Man kann sie nicht lieben, ohne ihn zu lieben. Haupt und Glieder gehören wesenhaft zusammen. Wer die Rebe zerbricht, zerstört den Weinstock. Wer die Tempelsteine zertrümmert, zerbricht den Tempel selbst. „Wer euch hört, der hört mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich“, hatte Jesus einst seinen Boten gesagt (Luk. 10, 16). Dieser Wesenszusammenhang zwischen Christus und seiner Gemeinde trifft Paulus jetzt schwer. So hat es manch einer der Spötter oder Verächter, der die Christen verlachte, nicht gemeint.

Für die so oft bekämpfte, bedrängte Schar mag es allerdings ein großer Trost und eine Kraft zur Treue sein, daß Jesus sich so mit den Seinen eint.

Die Frage des Herrn: „Warum“ fordert Antwort. Saulus möchte sagen: Ich kannte dich nicht, ich wußte nicht, daß du lebst. Aber er stottert nur die Frage heraus:

„Wer bist du, Herr?“

Zitternd verweigert er ihm den Herrennamen nicht, aber er erkennt ihn auch nicht. Jesus kennt zwar Saul mit Namen, er kennt seine Wege und Irrwege, und er durchschaut ihn. Paulus hat später mehrfach gesagt: „Er hat mich erkannt“ (1. Kor. 13, 12 u. ö.). Aber für Saulus ist Jesus noch ein Fremder.

Oder war diese Frage eine Flucht in den Zweifel? Narrt mich ein Irrlicht? Ist das alles nur ein Produkt meiner lebhaften Phantasie? Die Frage: „Wer bist du?“ ist allerdings für eine Entscheidung des Lebens von größter Wichtigkeit.

„Wer ist Jesus?“ Danach fragten seine Zeitgenossen. Danach wird die Kirche Christi heute noch gefragt. Wer ist dieser Jesus, den ihr predigt? Woher nehmt ihr das Recht, ihn anzurufen? Hat er wirklich die Vollmacht, die ihr von ihm behauptet? Lohnt es sich, ihn ernst zu nehmen? So fragt die Welt draußen.

Aber auch in der Gemeinde sollte die Frage nie verstummen: „Herr, wer bist du?“ Wer bist du für mich? für deine Gemeinde? Was darf ich von dir erwarten? Was erwartest du von mir? — Eine Kirche, in der diese Frage verstummen würde, verfiel einer toten Orthodoxie.

Wer bist du? Bist du wirklich der, den Stephanus in der Glorie sah, als ihn die tödlichen Steine trafen? Bist du der Christus Gottes, an dem sich Heil und Unheil der Welt und jedes einzelnen entscheidet?

3. DIE ANTWORT JESU

„Ich bin Jesus, den du verfolgst.“

Dieser knappe Satz ist in der Form überraschend und im Inhalt von unmeßbarer Kraft und Wirkung. Die Form ist insofern überraschend, als der Redende seinen irdischen, um nicht zu sagen „bürgerlichen“ Namen nennt. Wäre nicht eher zu erwarten gewesen: Ich bin der ewige Sohn Gottes! Oder: Ich bin der Christus!? Indem Jesus seinen irdischen Menschnamen angibt — jenen in Israel geliebten und vielbenutzten Namen Jehoschua (= Josua), bekennt Jesus die volle Identität des Menschensohnes mit dem Erhöhten. Diese Tatsache ist in der Christenheit keineswegs allezeit in der ganzen Konsequenz durchdacht und anerkannt worden. Noch Rudolf Steiner, der Begründer der modernen Anthroposophie, unterschied streng zwischen der irdischen Person Jesu von Nazareth und dem ewigen Christus. Diese gnostische Abweichung hat es seit ältester Zeit gegeben. Und der Rationalismus, der den biblischen Bericht nicht ernst nimmt, weil er ihn nur in den Schranken seiner Erfahrungswissenschaft gelten lassen will, könnte es auch eher ertragen, wenn nur eine Stimme Gottes „im Herzen“ des Hörers erklingen wäre. Aber Jesus?!

Ja, gerade das ist das Erstaunliche, daß der Auferstandene kein anderer ist als jener, der auf Erden gelebt hatte und von Tausenden erkannt wurde. Die historische Persönlichkeit Jesu, die der Hohe Rat mit der Kreuzigung vernichten wollte, wird höchstpersönlich weiter Historie hier auf dieser Erde. Er lebt selbst. Nicht etwa eine Idee von ihm. Nicht bloß seine Gedanken. Jesu Erscheinung gleicht nicht einem Stein, der in den weiten Ozean geworfen zwar große Wellen verursacht, die nun noch leise ans Ufer plätschern, um bald ganz zu verstummen. Er ist vielmehr immer noch lebendiger Faktor der Geschichte. Er selbst, der als Kind in der Krippe lag und als Mann auf Golgatha am Kreuze starb, — er ruft Saulus aus seiner Verwirrung

heraus. Kein anderer als Jesus, der nun in gottheitlicher Weise als Sohn des Vaters seine Gemeinde sammelt.

Seine Gemeinde! Wer sie verfolgt, verfolgt ihn. Willst du es wagen, den von Gott Beglaubigten anzufassen?

Nach dem Bericht des Paulus, den er vor Festus und Agrippa gab (26, 14), hat Jesus dieser Selbstoffenbarung noch hinzugefügt:

„Es wird dir schwer fallen, wider den Stachel auszuschielen.“

Die Bauern jener Zeit trieben ihre Zugtiere oft mit einem Stecken an, an dessen Spitze ein Dorn oder Stachel war. Schlug das widerspenstige Tier dagegen aus, so verwundete es sich um so schmerzhafter. Fühlt Saul einen Dorn in seinem Herzen und Gewissen? Seit wann? Blieb das Sterben des Stephanus etwa doch nicht ohne verborgene Wirkung auf den jungen, eifrigen Pharisäer? Oder ist der Stachel des Treibers erst in diesem Augenblick in seine Seite gedrungen?

Auf jeden Fall ist das Wort eine Warnung, den Widerstand gegen Jesus nicht fortzusetzen. Der Schmerz dieses Augenblicks würde zur unheilbaren, ewig eiternden Wunde, wenn er sich der zuwartenden Geduld Jesu nicht öffnete. Dieser begegnet ihm als Herr und Gebieter, aber auch zugleich als Heiland und Helfer von großer Langmut. Das Wort zeigt in seiner Fürsorge, wie groß die Gnade ist, die seiner Verirrung begegnet.

Welche Vermessenheit war es, gegen den Auferstandenen und seine Gemeinde zu kämpfen! Der von Saulus Verdammte, — er ist der Christus Gottes. Sollte seinen Verfolger jetzt nicht die Verdammung treffen?

Nicht nur die Theologie des Saulus zerbrach, die ganze Richtung seines Frommseins, seine Selbstsicherheit, seine Gesetzesgerechtigkeit, seine Lebensführung, Gedanken und Taten waren gegen Gottes Willen gerichtet gewesen. Gerade weil Saulus für Gott und sein Gesetz geeifert hatte, erlebte er nun einen völligen Zusammenbruch.

Paulus hat später sein Erleben mit starken, eindeutigen Worten umschrieben: „Ich bin durchs Gesetz für das Gesetz gestorben, ich bin mit Christus gekreuzigt“ (Gal. 2, 19). Es war eine Vernichtung seiner bisherigen Existenz. Aber es war ein Sterben zum Leben. Jesus nahm ihm nicht nur die eigene Gerechtigkeit, er schenkte ihm auch eine neue. „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren“, schreibt Paulus noch nach Jahrzehnten an Timotheus. Es war das Gericht des Kreuzes, aber auch die Liebe des Gekreuzigten, was ihm hier widerfuhr. „Mit Christus gestorben, damit wir mit ihm leben“ – das ist das Evangelium, das der Apostel von nun an durch die Welt tragen wird. Der Auferstandene machte seine Auferstehungskräfte an dem geltend, dem er hier gnädig in den Weg trat. Wenn Jesus ihm nicht seine vergebende Gnade zugewendet hätte, wäre das Leben des Saulus hier vor den Toren von Damaskus zu einem furchtbaren Ende gekommen.

4. DIE ZWEITE FRAGE DES SAULUS

Im andern Bericht über dieses Erleben, das im 22. Kapitel der Apostelgeschichte aufgezeichnet ist, gibt Paulus nach seiner Verhaftung dem versammelten Volk Rechenschaft über seinen Weg. Dort ist noch eine zweite Frage genannt, die in alten lateinischen Handschriften auch für unser neuntes Kapitel bezeugt ist. Wir lesen sie auch in unserer Lutherbibel:

„Herr, was willst du, daß ich tun soll?“

Diese Frage richtete der zu Boden Gestürzte unter Zittern und Zagen an Jesus. Sie zeigt die volle Unterwerfung des bisherigen Verfolgers an. Er muß erkennen, daß er bisher nicht tat, was Jesu Wille war. Indem er nun nach dem Willen Jesu fragt, bezeugt er, daß er den königlichen Willen des Herrn anerkennt.

Oder lag in dieser Frage vielleicht noch jenes, dem natürlichen Menschen so naheliegende Anliegen: Kann ich mein Vergehen sühnen? Gibt es ein Opfer, das dir wohlgefällt? Was soll ich tun?

Wir kennen ja solche Scheinbekehrungen. Der Mensch sucht sich dem Gericht Gottes dadurch zu entziehen, daß er einen Schuldpreis zu zahlen sich bereit erklärt. Vielleicht sagt er sogar: Ich will dafür gradestehen! So mag es auch die Samariterin am Brunnen gemeint haben, als der ihr noch fremde Jesus ihr verfehltes Eheleben vor ihr aufdeckte: Soll ich jetzt nach Jerusalem pilgern statt auf den Garizim wie unsere samaritanischen Väter?

So naheliegend solch eine Erklärung wäre, so wäre doch damit unsere bisherige Auffassung vom Erleben des Saulus widerlegt. Er bliebe dann der Pharisäer, der die Verfehlung und die guten Werke miteinander ins Gleichgewicht zu bringen sucht. Dann begänne für ihn keine neue Existenz. Wer aber das Kreuz in der Gemeinschaft mit Jesus erfuhr, der rühmt sich nicht mehr seiner guten Absichten, er bietet nicht gute Vorsätze an und sucht sich nicht ein moralisches Alibi zu verschaffen. Nein, bei Saulus heißt es jetzt: „Was ich nun noch auf Erden zu leben habe, das lebe ich ausschließlich dem Glauben an Jesus, der mich geliebt und sich selbst für mich hingegeben hat“ (vgl. Gal. 2. 20).

„Was willst du, daß ich tun soll?“

Hier vollzieht sich ein Kommandowechsel im Leben eines Menschen, der sich nicht mehr selber führen will und nicht mehr sich selbst und seiner Erhöhung lebt, sondern der nur noch dem lebt, der für ihn gestorben und auferstanden ist (Röm. 14, 8. 9; 2. Kor. 5, 15).

Es ist von entscheidender Wichtigkeit, daß diese zweite Frage bei einer gesunden Bekehrung dabei ist. Ohne Luthers Schuld haben wir in den reformatorischen Kirchen im Laufe der Jahrhunderte aus der Christusbotschaft einseitig eine Entlastung unseres Herzens von den Verfehlungen gemacht. Das „Kyrie eleison“ — „Herr, erbarme dich!“ singt man nicht nur in der Kirche des Ostens. Man singt

es auch in der Römischen Kirche und in Gottesdiensten der Lutheraner. Das Kreuz als die Befreiung aus Gewissensnot und ebenso die Taufe, die Beichte, das Abendmahl – weithin ist alles einseitig gedeutet worden. Das Evangelium wurde zum Trostpflaster für viele brennende Wunden. Gewiß ist es das! Aber es ist noch mehr, viel mehr! Es ist nicht so, daß wir aus Fluch, Schuld und Sünde befreit nun doch uns selbst überlassen bleiben. Nicht so, daß wir wie leichtsinnige Söhne bereit wären, weiter Schulden zu machen, weil der gute Vater ja alles zu decken bereit ist.

Das Evangelium nimmt uns auch aus der Knechtschaft Satans und versetzt uns in den Dienst Jesu. In den völligen, ungeteilten Dienst. Unermüdlich hat dieser Mann, der hier an der Schwelle einer neuen Existenz fragt: „Was willst du, daß ich tun soll?“ es den Gemeinden mündlich und brieflich zugerufen: „Gott hat sich eine Gemeinde durch sein eigenes Blut zum Eigentum erworben“ (Apg. 20, 28). „Ihr seid nicht mehr euer persönliches – euch zur Verfügung stehendes – Eigentum. Ihr seid um einen hohen Preis erkauft“ (1. Kor. 6, 20–7, 1). „Christus ist darum gestorben, auf daß sie, so da leben, nunmehr nicht für sich selbst leben, sondern für den, der für sie gestorben und auferstanden ist“ (2. Kor. 5, 15). „Dazu ist Christus gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei“ (Röm. 14, 9).

Man müßte die gesamten Apostelbriefe exzerpieren, wenn man alle „Schriftbeweise“ dafür anführen wollte, daß Christen Menschen sind, die Jesus aus allen Bindungen befreite, um sie ganz für sich in Beschlag zu nehmen. Nicht aus religiösem Idealismus oder puritanischem Eifer, nicht aus selbstgewählter Neigung oder schwärmerischem Fanatismus, sondern aus dem einfachen Grunde, daß Jesus ihnen ein neues Leben gab und daß dieses Leben nur noch so gelebt werden kann, daß es für Christus gelebt wird. Wer das nicht einsehen will, der verliert, was er kaum gewann. Das ist der Jammer unzähliger Christen, die wohl wissen, daß sie Vergebung brauchen, aber die Hingabe an Christus nie vollziehen.

Sagen wir damit zuviel? Es scheinen nur wenige zu sein, die diese Wahrheit erkennen. Es wird auch nicht oft darüber gepredigt. Es wird auch im kirchlichen Unterricht nicht deutlich genug darüber gesprochen, obwohl Luther im Katechismus eindeutig bekennen läßt: Er hat mich erlöst, auf daß ich sein eigen sei und ihm diene. Wie anders würden unsere Gemeinden aussehen, wenn unermüdlich und klar daran erinnert würde, daß ein Christ nicht mehr sich selber lebt, sondern seinem Herrn.

Wir haben nicht zu Gericht zu sitzen und die Schuldigen zu suchen, wir haben an unsere eigene Brust zu schlagen. Seit Jahrhunderten, in Deutschland seit über einem Jahrtausend, gilt es bei uns fast für selbstverständlich, daß man ein Christ ist. Die Nichtchristen hielt man gleich für Gottesleugner. Und doch sollte ein jeder von uns sich die ernsthafte Frage stellen: Bin ich ein Christ? Sehe ich wenigstens das Ziel, das hier auf Erden zu erreichen wäre?

Man tröste sich nicht zu schnell mit dem bekannten Lutherwort: „Ein Christ ist im Werden und nicht im Gewordensein.“ Damit wollte Luther nicht irgend einem sittlichen Streben schon den Christennamen anlegen. Ein Mensch ist gewiß auch im Werden, aber er muß zuerst geboren sein. Auch der Apostel Paulus bekannte: „Nicht daß ich's schon ergriffen habe oder gar vollendet sei“, aber er fügt hinzu: „Ich bin von Jesus Christus ergriffen“ (Phil. 3, 13, 14).

Von der Kirche aus wollte man alle, möglichst das ganze Volk „beim Glauben“ halten. Und weil das nicht gut möglich war, so schraubte man die Anforderung kräftig herunter und freute sich, wenn die Menschen sich nur „am kirchlichen Leben beteiligten“. Wohl wurde die Botschaft von Gnade und Vergebung bezeugt und die Bibel vorgelesen, aber wurde auch immer deutlich davon gesagt, daß ein Regierungswechsel im Leben des Menschen eintreten muß? Daß es zu einer Umkehr und Heimkehr kommen muß? Daß es gilt, Jesus die Rechte einzuräumen über uns und unsern Besitz und unsere Zeit, ja über unser ganzes Leben?

Man darf sich von seiten der Theologie nicht damit ausreden, daß ja die großen „objektiven“ Heilstatsachen verkündet würden: Christus hat alles getan. Am Kreuz ist der Sieg errungen. Dort fiel die Entscheidung.

Freilich ist die Entscheidung gefallen, und wir wollen nie müde werden, diesen Sieg zu preisen. Die Tür ging auf, der Weg ist bereitet. Aber nun gilt es, den bereiteten Weg zu nutzen und über die Schwelle der Tür zu schreiten. Anbetungswürdig groß ist das Wunder von Golgatha und den Ostertagen, aber wenn damit alles erledigt wäre, dann hätte die Frage ihr Recht: Warum läßt Gott diese Botschaft denn verkündigen? Was soll die praktische Wirkung dieser Predigt sein?

Saulus hat später gesagt:

„Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selbst und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu.“

Das ist gewiß eine „objektive“ Heilstatsache. Das heißt, sie steht da, ob ich an sie glaube oder nicht, ob ich wie ein Heide lebe oder mich unter Jesus in Anbetung beuge.

Aber der Apostel fährt fort:

„Er hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir Botschafter an Christi statt.“

Es gibt also eine Botschaft, die muß hinausgerufen, hinausgeschrien werden, denn sie ist das rettende Wort für eine untergehende Welt. Warum soll sie denn verkündet werden? Weshalb ist das so notwendig, so dringend?

„Gott vermahnt durch uns. So bitten wir nun an Christi statt: Laßt euch versöhnen mit Gott.“

Wir haben also in Gottes Namen zu mahnen, aufzufordern, ja dringend zu bitten. Aus der schlichten Aussage der objektiven Heilstatsache wird die Befehlsform der Predigt. Das heißt doch: Auf die objektive Tatsache soll eine sehr subjektive Stellungnahme folgen. Objektiv heißt

sachlich, subjektiv heißt persönlich. Die große Tatsache: Gott gab uns Jesus! — verlangt einen persönlichen Schritt des Gehorsams, der Entscheidung, der Unterwerfung.

Ich wüßte nicht, durch was für Winkelzüge diese so eindeutigen Worte des Paulus (lies: 2. Kor. 5, 19. 20) verharmlost werden könnten.

Am Kreuz und an der Auferstehung können wir nichts hinzufügen. Hier ist unerschöpflicher Reichtum. Aber, ob wir von diesem Reichtum nehmen und die Folgerungen, die sich daraus ergeben, ziehen, das ist die Frage, die jeder von uns eindeutig beantworten sollte.

Oder es sagt vielleicht jemand: Was Paulus sagt, ist mir unwichtig und uninteressant. Nun, dann klapp deine Bibel zu, greif zu Nietzsches Zarathustra, nach Goethes Gedichten, nach dem Chinesen Laotse oder andern religiösen Dichtern und Philosophen. Aber höre auf, dich einen Christen zu nennen.

Christen sind Menschen, die von Jesus überwunden sind. Die versöhnt wurden. Und zwar nicht nur mit ihrem Schicksal, sondern vor allem mit dem, der ihnen ihr Schicksal bereitet. Sie sind für Gott neu gewonnen. Sie wissen, daß es nicht ohne ernste Kämpfe geht, wenn man sich als Gottes Eigentum bewähren will. Sie wissen sogar, daß sie oft, sehr oft neu schuldig werden, weil sie dennoch ihren eigenen Willen gegen Gottes Willen zu setzen suchten. Sie halten sich darum auch nicht etwa für besser als die andern. Aber eines können sie nicht: Sie können nicht ohne Jesus leben. Ihr Gewissen ist nun einmal wach geworden für den absoluten Anspruch dessen, „der uns geliebt und sich für uns dahingegeben“ (Gal. 2. 20). Sie anerkennen seinen Anspruch. Sie wissen darum von viel mehr Versagen als jene, die diesen Anspruch nicht anerkennen wollen. Über ihrem Leben steht unauslöschbar die Frage:

„Was willst du, daß ich tun soll?“

Wo diese Frage bei der Geburt unseres Glaubens fehlte, da sollte sie notwendig nachgeholt werden. Denn es könnte

wohl sein, daß die Freude an der Entlastung vom drückenden Joch der Schuld und vom Irrgang des eigenen Lebens das Herz so erfüllte, daß wir vergaßen, das Joch Jesu auf uns zu nehmen, von dem er in seinem bekannten Wort sagt:

„Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Nehmet auf euch mein Joch . . . und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht“ (Matth. 11. 28—30).

Das Joch ist der Dienst Christi, ist das Zur=Verfügung=stehen eines Menschen, der sich nicht nur erlöst weiß von der Qual eines selbstsüchtigen Lebens, sondern auch erlöst weiß zu einem Leben der Hingabe und des vollen Opfers. Und zwar für den, der uns „nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem teuren Blut erlöste“, auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene, wie Luther im Anschluß an das Wort des Petrus (1. Petr. 1, 18f) uns im kleinen Katechismus lehrte. Seine Schuld war es nicht, wenn die Frommen diesen Dienst ins Jenseits verlegten, um hier auf Erden nur einen „Trost“, aber im übrigen das Leben in eigener Verfügung zu haben.

Für Saulus war es richtunggebend für das ganze Leben: Was ich jetzt noch lebe, ist der eigenen Verfügung entnommen und gehört restlos Jesus.

5. JESU ZWEITE ANTWORT

Die Antwort Jesu auf die Frage: „Was willst du, daß ich tun soll?“ ist überraschend:

„Stehe auf und gehe in die Stadt! Da wird man dir sagen, was du tun sollst.“

Das klingt sehr vorläufig. Jesus spricht nicht von großen Lebensplänen, obwohl er gewiß solche für Saulus hat. Er spricht nur vom nächsten Schritt. Unterbrich deine Reise

nicht! Führt sie zu Ende! Du bist ja unterwegs nach Damaskus, also wandere weiter, bis du die Stadt erreichst. Da wartet alles weitere auf dich.

Nach Damaskus? Wie gerne wäre Saulus jetzt umgekehrt. Was soll er jetzt dort? Der Zweck, der ihn zur Reise trieb, hat sich als eine furchtbare Verirrung gezeigt. Er wollte doch umkehren von diesem bisherigen Wege. Der Name Damaskus klingt wie eine Mordanklage in seinen Ohren. Nur nicht dorthin! Da kennen sie ihn ja. Die einen erwarten von ihm die Aufspürung der Jesusanhänger, die andern fürchten ihn wie den Tod. Nein, nur nicht nach Damaskus!

Aber Saulus hat seinen eigenen Willen drangegeben. Es geht jetzt nicht mehr nach Neigung und Wunsch des eigenen Herzens. Der Herr befiehlt, und er gehorcht.

Jesus aber sendet ihn in seine Gemeinde. Sie ist ja sein Werkzeug auf Erden. Er ist der Weinstock, aus dem sie lebt. Die Christen sind die Reben, die für ihn Frucht bringen. Er ist für sie da, und sie sind für ihn da. Jetzt soll Saulus die Gemeinde neu kennenlernen als Trägerin des Willens Christi.

Wer nach Christus fragt, darf an seiner Gemeinde nicht vorbeigehen. Saulus hat gehört: Wer sie verfolgt, verfolgt auch ihren Herrn. Nun soll er auch erfahren: Wer diesem Herrn dienen will, gehört in die Gemeinde. Die beiden, der König und sein Reich, sind nicht zu trennen. So sehr Paulus später betonen konnte, daß er ohne Menschenhilfe ein Christ geworden sei, weil der Auferstandene ihn persönlich gerufen habe, — so wenig blieb er ein Eremit oder Einspänner. Er hat den lebendigen Organismus der Gemeinde Jesu später wiederholt mit einem Leibe verglichen, wo alle Glieder zusammenhängen und wo alle Glieder einander dienen (1. Kor. 12, 12–27; Eph. 4, 15. 16; u. ö.).

Es könnte auch heute manchem Gottsucher geholfen werden, wenn er diesem Befehl Jesu folgte: Gehe in die Gemeinde derer, die mir gehören. Da wirst du erfahren,

was du tun sollst. Aber wenn wir auch nicht mit dem Fanatismus eines Saulus die Bekenner Jesu vernichten wollten, — wie oft ist doch die Verachtung der Frommen oder die Antipathie gegen die Christen ein Grund, warum wir nie in ein rechtes Verhältnis zu Jesus kommen. Mag an seinen Jüngern manches verächtlich sein, auch heute, — wer seine Jünger verachtet, verachtet auch ihren Herrn. Wie mancher wird durch den Hochmut einer sogenannten höheren Bildung oder durch seine gesellschaftliche Stellung und andere fragwürdige Vorzüge verhindert, sich nach „Damaskus“ zu begeben. Vielleicht scheut er einen gewissen Armeleutegeruch.

Es war für Saulus von entscheidender erzieherlicher Wichtigkeit, daß er sich nun in jenen Kreis begab, dem er bisher so feindlich gegenüberstand. Er hatte förmlich Mord geschraubt und geatmet. Nun war es eine tätige Reue, wie unsere Juristen es ausdrücken, ein Beweis der Echtheit seiner Umkehr und neuen Gesinnung, daß er dort hinging, wo man bisher seinen Namen nur mit Angst und Schrecken nannte. Indem Saulus diesen Schritt tat, brannte er seine Rückzugsbrücken ab. Durch den neuen Gehorsam befestigen wir unsere Bekehrung. Nein, nicht zurück nach Jerusalem! Das mag später einmal kommen. Jetzt heißt es: Vorwärts nach Damaskus! Zuerst hinein in die Gemeinschaft der Gläubigen. Dann erst das Zeugnis vor dem Hohen Rat, daß er von nun an dem Gekreuzigten angehöre.

Gerade für den jungen Christen ist die „*communio sanctorum*“, die Gemeinschaft der Heiligen, der Raum, in dem sich das neue Leben entfaltet. Mag in der ersten Zeit hier ein wenig Gesetzlichkeit und dort ein wenig Unnüchternheit drohen, mögen wir unter den Christen auch manche wunderlichen Leute antreffen, — das einigende Band ist das Wort und der Geist Jesu, der hier Menschen so verschiedener Charaktere, verschiedener Berufe und Bildung einigt in dem großen Bekenntnis: Jesus ist der Herr! Kennen wir diese beglückende Freude, wenn wir zum

erstmals andere als Brüder und Schwestern erkennen und mit in das Loblied Christi einstimmen? Der Jungbekehrte ist leicht in Gefahr, sich selbst als den ersten und einzigen anzusehen. Und wieviel muß er noch lernen von denen, die schon länger „des Weges“ sind! Das ist auch einem Saulus nicht erlassen worden.

Aber ehe wir ihn nach Damaskus begleiten und sein Erleben dort zu verstehen suchen, gilt es, noch einen Augenblick auf seine Umgebung zu achten.

6. DABEI, DOCH UNBETEILIGT!

Wir wissen nicht, wie groß die Schar war, die Saulus begleitete. Wie schon erwähnt, war er nicht allein unterwegs. Man wird annehmen dürfen, daß seine Begleiter vor allem aus der Tempelpolizei rekrutiert waren. Das war jene jüdische Wache, die unter dem Tempelhauptmann stand und für die Ordnung innerhalb des Tempelbezirks zu sorgen hatte. Sie stand dem Hohen Rat für etwaige Exekutionen oder Eingriffe zur Verfügung. Das waren auch jene Leute gewesen, die Jesus im Garten Gethsemane verhaftet hatten (Matth. 26, 47; Luk. 22, 52). Manche Ausleger nehmen an, daß es eine Schar von zehn bis zwanzig Mann oder mehr gewesen sei, die mit Saulus unterwegs waren. Sie mußten unter Umständen mit Widerstand oder Tumulten rechnen.

Von diesen seinen Reisegefährten erzählt nun der Bericht:

„Sie standen und waren erstarrt; denn sie hörten eine Stimme und sahen niemand.“

Im andern Bericht (Kap. 22, 9) sagt Paulus: „Die mit mir waren, sahen das Licht und erschrakten; die Stimme aber des, der mit mir redete, hörten sie nicht.“ Und Kap. 26, 14 sagt Paulus nur: „Da wir alle zur Erde niederfielen, hörte ich eine Stimme reden zu mir.“

Die kleinen Abweichungen in den Berichten dürfen uns nicht stören. Lukas war ein kritischer Schreiber. Er hat sie gewiß auch bemerkt und doch stehen lassen. Es zeigt, daß er nicht von sich aus harmonisieren wollte. Wer Zeugnisaussagen vor Gericht hören und werten mußte, weiß, daß solche Unterschiede in Äußerlichkeiten geradezu ein Beweis der Echtheit und der Lebendigkeit des Zeugnisses sind. Ob die Reisegegnossen nur die Stimme hörten und kein Licht sahen (Kap. 9) oder wohl das Licht sahen, aber keine Stimme hörten (Kap. 22), ist für das, was hier gezeigt werden soll, ganz gleichgültig. Sie bekamen einen unzweifelhaften Eindruck von einem objektiven Geschehen. Es wurde deutlich, daß es hier nicht nur um seelische Vorgänge im Innern des Saulus ging. Sie mußten später bekennen, daß Rätselhaftes geschehen sei. Aber eines geschah nicht: sie wurden von der Wahrheit der Auferstehung Jesu und von seiner leibhaftigen Gegenwart in diesem Augenblick nicht überführt.

Und das ist das Bemerkenswerte an diesen Reisegefährten: sie waren zwar dabei, als der entschlossene Gegner Jesu von diesem selbst gestellt und überwunden wurde, sie wurden hineingezogen in das wunderbare Geschehen. Sie konnten nicht leugnen, daß Absonderliches vorging. Aber sie ließen sich nicht überwinden.

Äußerliches Dabeisein hat noch nie die innere Beteiligung ersetzt. Insofern ist der sonst etwas platte Einwurf berechtigt: „Am Kirchengehen liegt es nicht.“ Hier steckt die Gefahr für alles Mitläufertum. In dieser Anfechtung stehen wir alle, die wir in christliche Kirchen und Gemeinden hineingeboren sind. Wer noch nicht merkte, daß hier eine Gefahr vorliegt, ist ihr wahrscheinlich schon erlegen. Wohl uns, wenn es uns quält: Ich mache da etwas mit, was noch nicht mein Eigentum, meine Erfahrung wurde! Nicht nur unsern Kindern, sondern auch uns selbst haben wir immer neu die Frage vorzulegen: Ist das Erbe der Väter auch unser Bekenntnis? Haben wir ein erlebtes Zeugnis zu

sagen, von dem, was Christus in seiner Gemeinde tut? Sind wir offen für seine Wirkungen, auch wenn sie nicht jene einmalige Form haben wie damals vor Damaskus?

Jede Massenorganisation — und das ist die Kirche im Laufe der Jahrhunderte geworden — trägt einen schweren Ballast an jenen Gliedern, die nur äußerlich dabei sind. Man kommt je und dann zur Kirche, wenn man gerade mal „das Bedürfnis“ hat. Man verzichtet nicht gerne auf kirchliche Zeremonien und feierliche Formen. Aber heimlich hat man seine eigene Religion. Und wie oft ist diese nur aus etwas träger Gedankenlosigkeit oder aus Verärgerungen an andern Christen entstanden! „Es muß ja wohl ein höheres Wesen geben“, „Es kommt nichts von ungefähr“, „Ja, ja, der Mensch muß irgend etwas haben, woran er sich hält“ — das ist der schmale, arg schmale Ertrag, der solchen unbeteiligten Zeugen der großen Geschichte, die Jesus bewirkt, bleibt.

Die Begleitmannschaft hat den vom Glanz des geschauten Lichtes Geblendeten nach Damaskus führen müssen, wo Saulus in einer Straße, die auch heute noch auf dem Stadtplan zu finden ist, im Hause eines Israeliten, der den Namen Judas trug, ein Quartier fand. Dann mag er seine Begleiter entlassen haben. Wer weiß, ob die Nachricht, die sie nach Jerusalem brachten, den Hohenpriester so sehr bestürzt haben wird. Als einem vorsichtigen, politisch denkenden Sadduzäer wird ihm der Fanatismus des jungen Pharisäers Saulus ohnehin nicht unbedenklich erschienen sein. Er wird mit einer Erkrankung des Saulus gerechnet haben. Die Reise war ja auch nicht auf seine, des Hohenpriesters, Initiative zurückzuführen. Daß eigentlich jetzt erst das große Kapitel Saulus=Paulus in seiner Auseinandersetzung mit der Judenschaft beginnen sollte, davon ahnte der Hohepriester nichts. Dieser verhinderte Sendling des Hohen Rates sollte aber den ganzen häßlichen Prozeß gegen den Rabbi von Nazareth ganz neu aufrollen. Das erregendste Kapitel der Kirchengeschichte stand erst bevor. Und die Tempelgemeinde sollte sich durch diesen Saulus,

der blind und zerschlagen in Damaskus in seiner Kammer saß, vor Probleme und Kämpfe gestellt sehen, mit denen sie nie mehr fertig werden wird. Bis jener Tag eintritt, von dem Jesus prophezeite:

„Ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen, bis ihr sprecht: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn“ (Matth. 23. 39).

7. DER UNBEKANNTE SOLDAT JESU CHRISTI

Paulus hat später so stark betont, daß er ohne menschliche Vermittlung, nur durch die unmittelbare Offenbarung des Auferstandenen, sein Nachfolger und Bekenner wurde, daß wir ihm das glauben müssen.

Er schreibt den Galatern, die offenbar geneigt waren, in ihm keinen Apostel und Zeugen der Auferstehung Jesu, sondern höchstens einen Apostelschüler zu sehen:

„Paulus, ein Apostel – nicht von Menschen und auch nicht durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus und Gott, den Vater, der ihn auferweckt hat von den Toten“ (Gal. 1, 1).

Wir müssen daher damit rechnen, daß die Erscheinung Jesu auf der Straße nach Damaskus in ihm die Wende und Wandlung hervorgebracht habe.

Dennoch sehen wir ihn noch drei Tage in völligem Fasten. Das war gewiß ein Zeichen des Gebetes, aber doch auch der Trauer. Es blieb ihm ja das Kennzeichen des Gerichtes, durch das er gegangen war, indem er blind blieb. An jene Tage der tiefen Beugung mag Paulus gedacht haben, als er schrieb:

„Ich bin durch das Gesetz dem Gesetz gestorben, – ich bin mit Christus gekreuzigt“ (Gal. 2, 19).

Den Anschluß an die Gemeinde hatte er noch nicht gefunden. Die Tatsache der Auferstehung Jesu und seiner

Christus=Würde war ihm gewiß nicht zweifelhaft. Ebenso, daß Jesus ihn begnadige! Das wird er daran erkannt haben, daß Jesus ihn dort auf der Straße nicht im Zorngericht vernichtete.

Es ist aber kein Zweifel, daß der Weg des Glaubens seine Stufen hat. Auch die ersten Schritte hinein in ein Leben mit Jesus führen von Erkenntnis zu Erkenntnis. Mit vollem Recht durfte Paulus schreiben: Kein Mensch brauchte mir die Auferstehung Jesu zu bezeugen. Ihn habe ich selbst gesehen! Er gab mir den Anblick seiner Gnade und machte mich dadurch selbst zum Zeugen und Apostel. „Ich habe den Herrn gesehen“ (1. Kor. 9, 1).

Die Taufe, die für Paulus keine Zeremonie und kein kirchenrechtlicher Akt war, konnte er nicht an sich selbst vollziehen. Der Eingang in die Gemeinde mußte sich konkretisieren, mußte zu einem Erlebnis werden. Paulus wußte sich nicht zum Einspänner berufen, sondern zum Bruder unter Brüdern. Daß ihn ein anderer getauft habe, wollte und konnte jenes Wort an die Galater (1, 1) nicht bestreiten.

So werden wir also in die Gemeinde Jesu von Damaskus geführt. Wann diese entstanden war, — ob schon durch die Pfingstpredigt des Petrus, wo ja Tausende aus der weiten jüdischen Diaspora, die Jesu Botschaft gehört hatten, durch Buße und Taufe sein eigen wurden (Apg. 2, 38 u. 41), oder erst durch die Zerstreung der Gemeinde von Jerusalem nach der Tötung des Stephanus (Apg. 8, 1—4), ist nicht mehr auszumachen. Da die uralte Stadt Damaskus an der Karawanenstraße von Ägypten über Palästina nach Mesopotanien lag, war der Verkehr von Jerusalem nach Damaskus stets rege. Schon Abrahams Verwalter und oberster Knecht, Elieser, stammte aus Damaskus (1. Mose 15, 2). David hatte in der Blütezeit Israels auch Syrien mit Damaskus seinem Reiche einverleibt (2. Sam. 9, 5. 6). Erst zu Salomos Zeit geht die Stadt verloren (1. Kön. 11, 23ff). Später, besonders zu den Zeiten

des Propheten Elisa, ist dauernd Krieg zwischen Syrien-Damaskus und dem Nordreich Israel. Zur Zeit Jesajas und des Königs Ahas von Juda waren Damaskus und Israel-Samarien gegen Jerusalem im sogenannten syrisch=ephraimitischen Krieg verbündet (Jes. 7, 1–9). Oft wurden den Propheten Gerichtsworte auch gegen Damaskus anvertraut (Amos 1, 3–5; Jes. 17, 1–3; Jer. 49, 23–27).

Bei solchen nahen nachbarlichen Beziehungen, die sich seit der Befriedung des Römischen Reiches durch Augustus noch verstärkt haben werden, ist es gar nicht überraschend, daß von Jerusalem her eine Gemeinde Jesu in Damaskus entstanden war. Daß der Austausch rege war, zeigte schon der Wunsch des Saulus, nächst Jerusalem auch Damaskus von der Christugemeinde zu reinigen. Auch die Christen beider Städte waren in enger Verbindung. Jene in Damaskus waren schon vor Saulus gewarnt und wußten, wie er in Jerusalem mit ihren Brüdern verfahren war. Die Gemeinde kann nicht sehr klein gewesen sein, denn sonst wäre Saulus nicht erst dorthin aufgebrochen.

Nur ein Glied in der Gemeinde tritt für einen Augenblick ins Scheinwerferlicht der Geschichte. Auch von diesem Ananias wissen wir nicht viel. Weder, seit wann er in der Nachfolge Jesu stand, noch, was sein späteres Schicksal war. Wenn er aber hier von dem Erzähler Lukas namentlich genannt wird, dann doch wohl darum, weil er zur Zeit der Abfassung der Apostelgeschichte entweder noch lebte oder in der Kirche nicht unbekannt war.

Hier wird Ananias bloß „ein Jünger“ genannt, ohne besondere Amtsbezeichnung. Es ist kaum anzunehmen, daß er zu den Aufsehern oder Bischöfen gehörte. Auf jeden Fall war das für Lukas sehr unwichtig. Wichtig aber ist, daß er als ein Glied in jener Kette von göttlichen Ereignissen und Führungen stand, in der er eine kurze, aber entscheidend wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte. Zu dieser Aufgabe hatte der Herr ihn erwählt. Kennen wir nicht die äußere Geschichte des Ananias, so kennen wir doch seine innere Haltung vor Jesus.

Das erste, was uns auffällt an ihm, ist seine freudige, fast prompte Antwort auf den Anruf Jesu im Traumgesicht. Ob es ein Wachtraum war am helllichten Tage (wie bei Petrus Apg. 10) oder ein nächtlicher Traum, ist unwichtig. Der Herr weiß in jedem Falle Wege zu finden, um sich seinen Knechten kundzutun. Ananias ist nicht im Unklaren, wer ihn anruft, wie etwa einst der Knabe Samuel (1. Sam. 3, 4ff). Von jenem muß gesagt werden: „Er kannte den Herrn noch nicht, und des Herrn Wort war ihm noch nicht offenbart.“ Demnach dürfen wir von Ananias das Gegenteil sagen: Er kannte den Herrn und sein Wort war ihm offenbart. Er konnte sagen wie einst Elia: „Ich stehe vor dem Herrn“ (1. Kön. 17, 1).

„Hier bin ich, Herr!“

Das sollte bei einem berufenen Christen die normale Haltung sein. Christ sein heißt ein mobilisierter Soldat Christi sein. Heißt, zu Jesu Dienstverfügung stehen. So wie es im Liede des frühverstorbenen Chinamissionars Traub heißt: „Dir zur Verfügung, mein Heiland und Herr, dir zur Verfügung je länger je mehr.“ Diese „Streiterseelen“, wie Graf Zinzendorf die kampf- und dienstfreudigen Bekenner nannte, scheinen rar geworden zu sein. Die Verbeamtung der Kirche, die Unterscheidung der „Geistlichen“ von denen, die in „weltlichen“ Berufen stehen, der „Reichsgottesarbeiter“ von den Zivilisten — all das verfälscht den Anspruch Jesu. Schon das Wort Amt, das einen sehr säkularen, oft auch anspruchsvollen Ton hat, kommt im Neuen Testament überhaupt nicht vor. Überall da, wo Luther das ursprünglich keltische Wort „Amt“ hinsetzte, steht der griechische Ausdruck „Diakonie“. Das aber heißt Dienst.

Wo sind die diakonischen Menschen der Kirche Christi?

Wir wollen für die große Schar der Diakonissen und Diakone der Inneren Mission gewiß sehr dankbar sein und uns ihres Dienstes freuen, wo wir ihm begegnen. Diakonie aber ist mehr als ein Amt oder ein Beruf. Schlatter sagt einmal in seiner „Christlichen Ethik“: „Ein

Amt, das den andern untätig macht, ist unchristlich.“ Auch unsere Diakone und Diakonissen wollen dazu beitragen, daß die ganze Gemeinde, ob alt oder jung, ob Mann oder Frau, den Ruf Christi zum Dienste höre. Wer das erkennt und damit ernst macht, hat selbst reichen Gewinn.

„Hier bin ich, Herr“ — das zeigt die innere Bereitschaft, auf Winke und Befehle zu warten. Es zeigt die Entschlossenheit, das eigene Leben täglich nach Jesu Willen auszurichten. Wir sollten nicht ruhen, ehe auch unser Leben diese Haltung bekommen hat.

„Hier hast du uns alle zu deinen Befehlen!
Je mehr du befiehlst, je mehr Siege wir zählen.
Denn deine Befehle sind so viel Versprechen,
durch alle verhauchten Bahnen zu brechen.“

8. DER BEFEHL CHRISTI

Nicht immer sind es Befehle, die uns gefallen. Es geht im Reiche Christi nicht nach unserer Laune oder nach unserem Geschmack. So auch hier.

„Stehe auf und gehe hin in die Straße, die die Gerade heißt, und frag im Haus des Judas nach einem Mann namens Saulus aus Tarsus. Denn siehe, er betet! Und er hat im Traumgesicht einen Mann mit Namen Ananias zu ihm kommen sehen und die Hand auf ihn legen, daß er wieder sehend werde.“

Die Gerade Straße ist heute noch eine Hauptstraße von Damaskus. Häusernummern waren noch unbekannt. Übrigens noch zu Anfang unseres Jahrhunderts auch im großen Moskau. Es genügte der Name des Hausbesitzers, — in unserem Falle der unter den Juden damals vielgebrauchte Name Judas. Vielleicht hatte der Mann eine Herberge, in der gern Reisende aus Jerusalem abstiegen.

Gehe hin und suche ihn auf! Frage nach ihm! Es lohnt sich. Es ist nötig, daß du dich um ihn um meinetwillen kümmerst, „denn siehe, er betet“.

Ist denn das etwas Besonderes? Beten ist eine allgemeine menschliche Haltung und Handlung. Wer gar nicht betet, begibt sich seiner menschlichen Würde. Er verliert gerade jene Fähigkeit, die ihn über das Tier erhebt: Er kann Verbindung mit Gott suchen!

Dazu war ja Saulus ein eifriger Pharisäer. Diese hatten ihre täglichen Gebetsstunden, die sie eisern einhielten (vgl. Apg. 3, 1: „Da pflegte man zu beten“). Es brauchte bei Saulus also keineswegs auffallend zu sein, daß er betete. Es muß schon ein besonderes Beten mit diesem Wort Jesu gemeint sein. Denn Beten und Beten ist ein Unterschied. Wir kennen alle das gewohnheitsmäßige Beten. Wir wissen vom mechanischen Beten, zu dem Gebetsmühlen oder Rosenkränze verführen können. Sogar das Vaterunser hat Luther bekanntlich „den größten Märtyrer“ genannt, weil es so oft gedankenlos hergebetet wird. So etwas gibt es in allen Religionen. Das gab es auch im Pharisäismus Israels.

Aber hier in der Kammer des Hauses des Judas in der Geraden Straße von Damaskus erklang offenbar ein anderes Gebet. Es war nicht nur der Seufzer des geschlagenen und gedemütigten Geistes oder zerschlagenen Herzens, bei dem nach dem Prophetenwort Gott ganz besonders gerne wohnt (Jes. 57, 15), es war wohl ein Anruf des Namens Jesus, der über die Lippen des geblendeten Saulus kam. Gestern und vorgestern noch ein Lästere dieser Namens, der über alle Namen ist, — heute: einer, der das „Christe, eleison“, „Christe, erbarme dich“ zu singen gelernt hatte.

Das unterschied die junge Christenschar in ihrem Gebet von der Tempelgemeinde, aus der sie hervorgegangen war. Der Name Jesu wurde viel genannt in ihrer Mitte. Vom Namen Jesu sprachen und predigten sie. Darum hatte auch der Hohe Rat sie aufs Ernstlichste verwarnt, „daß sie hinfort keinem Menschen von diesem Namen sagten“ (Apg.

4, 17f). Aber daran lag den Jüngern in erster Linie. Gerade dieses ließen sie sich nicht verbieten. Man lese ihre Antwort an den Hohen Rat, der wohl in der Lage gewesen wäre, das Geschick ihres Meisters auch über sie kommen zu lassen (vgl. Apg. 4, 19f). Ja, sie erwarten gerade vom Namen Jesu Wunderhilfe und Zeichen (3, 6; 4, 30). Daher wurden diese ersten Christen, ehe sie diese Bezeichnung hatten, geradezu so genannt: „die, die Jesu Namen anrufen“ (9, 14).

Es war ja für den so streng monotheistisch erzogenen Juden, der von klein auf nur vom heiligen Namen des Gottes der Väter wußte (Jehova = Jahwe), eine unerhörte Sache, wenn nun vom eigenen Volksgenossen der Name des Gekreuzigten betend angerufen wurde.

Hier liegt heute die Hauptursache des Widerstandes der gläubigen Moslems gegen den Christenglauben: Es ist kein Name, der angerufen werden darf, als allein der Name Allahs! Und es ist für den Mohammedanermisionar eine schwere Sache, seinen Hörern klar zu machen, daß es „keine Eifersucht gibt zwischen Vater und Sohn“, wie Samuel Keller, der bekannte Evangelist, einmal so treffend sagte.

Gewiß: einen andern Gott wollten jene Christen auch nicht anrufen und wollen es auch nicht die heutigen Glaubenden. Wir beten nicht am Vater vorbei, wenn wir Jesus anrufen. Wir beten vielmehr zum Vater hin, wenn wir den anrufen, der sagen konnte: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich“ (Joh. 14, 6). Und weil wir das wissen, so ist uns Jesus der Christus, der Mittler und Hohepriester, der uns die Schuld nimmt und hinwegträgt. Er bahnt uns den Zugang zum Herzen des Vaters. Er ist die einzige Tür zum Vater (Joh. 10, 9), weil seine Worte des Vaters Worte sind (Joh. 7, 16; 17, 8), weil er nur des Vaters Willen sucht (Joh. 5, 30), weil seine Liebe nichts anderes als die Liebe des Vaters ist, die er uns gebracht hat. Ja, weil, wer Jesus ansieht, den Vater ansieht (Joh. 14, 9), rufen wir den Namen Jesu an und wissen, daß dadurch der Vater geehrt wird.

In der Einsamkeit seiner Blindheit, fast erdrückt durch die Erkenntnis seiner Verirrung und Verschuldung, hat Saulus gelernt, den anzurufen, der ihm auf der Straße erschienen war.

Es mag wohl sein, daß dieser Anruf des Namens Jesu bei denen fehlt, die bei ihren eigenen Gedankengebilden oder Zweifeln stecken bleiben. Oder auch bei denen, die immer nur an gewohnten Formen des kirchlichen Lebens hängen und heimlich merken, daß ihr kühler Vorsehungsglaube noch nicht das echte Kindesverhältnis zum Vater Jesu Christi ist. Dieser Anruf des Namens Jesu ist ganz gewiß nicht als Gebetsformel gemeint. Es soll vielmehr der Ausdruck jener Herzenswendung sein zu dem, von dem unser Gesangbuch mit Worten vieler Jahrhunderte immer wieder singt. Etwa wie in jenem Verse:

Ach, mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte
und wenn dein Blut nicht für die Sünder red'te,
wo sollt ich Ärmster unter den Elenden
mich sonst hinwenden?

„Siehe, er betet“ — vielleicht würde das auch die große Wendung unseres Lebens sein. Wir sollten aus diesem Wort des Herrn zu Ananias eine stille Aufforderung an uns selbst heraushören.

Jesus hat den einsamen Saulus keineswegs allein gelassen. Er fand auch zu ihm durch einen Traum den Weg, um ihn auf den Besuch des Ananias vorzubereiten. So wußte Saulus, daß seine Blindheit in Kürze durch eine Handauflegung geheilt werden sollte.

Es ist sehr menschlich und zeigt wieder, wie natürlich unsere Bibel denkt: der sonst so dienstbereite Streiter Jesu, Ananias, bekommt nun doch einen Schreck und verbirgt seine Angst vor dem Besuch bei Saulus keineswegs hinter einer frommseinwollenden Maske.

Saulus von Tarsus? Aber das ist doch der Gefährlichste unserer Gegner, der Mörder vieler Brüder! Es ist ganz

unmöglich, daß ich mich zu ihm hinwage! Das wäre ja buchstäblich ein Besuch in der Löwengrube! Wir sind ja doch gewarnt, ihm ja nicht unter die Augen zu treten.

Die Situation des Ananias gleicht der eines Juden, der zu einem der rabiatesten Judenhasser oder Gestapobeamten gehen sollte, wo ihn nur das Verderben erwarten konnte.

„Herr, ich habe von vielen gehört von diesem Manne, wieviel Übles er deinen Heiligen getan hat in Jerusalem. Und er hat hier Macht von den Hohenpriestern, zu binden alle, die deinen Namen anrufen.“

Die kleine Christenschar in Damaskus war also vor ihrem gefährlichen Feinde und seinem Kommen ausdrücklich gewarnt worden. Mit bangem Gebet gedachten sie der Verfolgten und Bedrohten. Sie erlebten schon in den Tagen der Verfolgung in Jerusalem, was es heißt: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit“ (1. Kor. 12, 26). Nun waren sie selbst in der Feuerlinie und erfuhren: „In der Welt habt ihr Angst“, und nur ein Zufluchtsort, Jesus selbst, der die Welt überwand, gibt Geborgenheit auch in drohender Gefahr. „Ob ich auch wanderte im Tal der Todesschatten, fürchte ich kein Unheil, denn du bist bei mir.“

Im Gebet des Ananias schüttet sich das angsterfüllte Herz vor Gott aus: Nur das nicht! Du schickst mich ja direkt ins Verderben!

Jesus geht auf diese Bedenken seines Jüngers in seiner Antwort gar nicht ein. Der Befehl wird wiederholt. Aber durch eine Begründung der Wichtigkeit seiner Erfüllung wird er unterstrichen:

„Gehe hin! — Denn dieser ist für mich ein auserwähltes Werkzeug. Er soll meinen Namen vor die Völker und vor die Könige und vor das Volk Israel tragen. Ich will ihm auch zeigen, wieviel er um meines Namens willen wird leiden müssen.“

Keine Widerrede! Befehl ist Befehl! Jesu Pläne und Aufträge richten sich nicht nach menschlichen Erwägungen und menschlichem Kleinmut. „Gehe hin“! Es darf keine Zeit verloren gehen. Es geht um hohe Ziele, denen alle Bedenken untergeordnet werden müssen.

Das ist ja das Kennzeichen solcher Bekenner und Streiter, daß ihnen das Reich Gottes und seine Belange vor allen eigenen Interessen gehen. Gewiß wird das nicht ohne Kampf behauptet. Wir sehen es hier an Ananias. Aber die Begründung des Befehles wird ihm vom Herrn in der Gewißheit gesagt: Wenn er das alles weiß, gibt er seinen Widerspruch auf. Er kann dann nicht mehr Nein sagen.

„Ein auserwähltes Rüstzeug“ ist Saulus. Er soll es nicht erst werden durch Bildung, Erfahrungen, Übung. Denn es sind nicht angeborene Qualitäten oder erworbene Eigenschaften. Was ihn zum Werkzeug in der Hand des Meisters Jesu macht, ist allein seine Wahl, die Wahl der Gnade, von der die Reformatoren so überzeugt und überzeugend sprechen konnten. So ist es immer in Jesu Schar. Sie haben nichts, dessen sie sich rühmen könnten. „Was hast du, was du nicht empfangen hast?“ (1. Kor. 4, 7) wird später Paulus schreiben. Es geht in der Arbeit für Jesus nicht um Virtuosität, sondern um Gnade – in der Wahl sowohl, wie in der Bewahrung, im Ansatz, wie in der Frucht. „Ohne mich könnt ihr nichts tun“, hat Jesus gesagt (Joh. 15, 5).

Der Zweck, die Bedeutung dieses Werkzeugs ist nicht eine Hochleistung, sondern erstaunlich bescheiden:

„Daß er meinen Namen trage vor die Völker, die Könige, die Kinder Israel.“

Das klingt sehr gering, und ist doch das Größte, wozu ein Mensch bestimmt sein kann: Leuchter zu sein für das Licht der Welt, für Jesus! Sein Name soll bekannt werden in seiner Kraft und Vollmacht, in seinem Anspruch und sei-

ner Wirkung. Welch eine grandiose Einseitigkeit! Welch eine Zusammenraffung aller „kirchlichen Zwecke“ auf einen zentralen Punkt!

Ob die Kirche, ob die Christenheit sich dieses so einseitigen Auftrags bewußt blieb und immer neu wurde? Man hat oft den Eindruck seltsam vordergründiger Zielsetzungen: religiös=sittliche Erziehung — kirchliche Einflüsse — Öffentlichkeitswille — politische Verantwortung — Kulturaufgaben — Wohlfahrtsdienst — — ach, alles in Ehren, meinethalb das alles auch noch dazu, aber wenn wir nicht Jesu Königs= und Heilandsnamen den Menschen — Heiden und Juden, Königen und Kärnern — aufleuchten lassen, dann kann das alles ein kläglicher Leerlauf sein, ein vergebliches Mühen. „Du zerarbeitest dich in der Menge deiner Wege“ (Jes. 57. 10). „Du wirst müde von der Menge deiner Anschläge“ (Jes. 47. 13). Ja, derselbe Prophet wagt von einem leeren Geschwätz zu sprechen (Jes. 58, 13). Alle menschliche und fromme Vielgeschäftigkeit kommt stets in das Gericht Gottes.

Wir alle in der christlichen Kirche sollten aus dem Auftrag an Saulus lernen, worauf es überhaupt ankommt in all unserer vielschichtigen kirchlichen oder „Reichsgottes-Arbeit“.

Der Name Jesu muß bekannt werden, auch vor den Großen der Welt, oder denen, die königliche Machtfülle haben. Sie haben ja deshalb besondere Anfechtungen, dem König aller Könige die Ehre zu versagen. Er muß bekannt werden unter den Nationen der Erde, aber auch unter dem erwählten und doch so halsstarrigen Volk des Bundes.

Wo Gemeinde Jesu ist, da ist Mission und Zeugnis. Die Auffassung, als sei die Zeit der Völkermission vorbei oder komme erst im tausendjährigen Reich, verkennt das Wesen der Mission. Mission heißt Sendung. Und die Gemeinde ist ihrem Wesen nach leuchtende Gemeinde, die ihr Licht nicht verstecken darf und kann, wollte sie das Licht nicht verlieren. Sie hat in ihrer Mitte die erwählten Werkzeuge, mittels derer der Herr selbst sein Werk fortsetzt bis an

das Ende dieser Weltzeit. Wie er im kommenden Äon seinen Namen zur Ehre des Vaters verherrlichen wird, geht uns heute noch nichts an. Es genügt die Gewißheit: Er wird's tun!

Und noch einen wichtigen Nachsatz enthält der Befehl an Ananias mit der Umschreibung des Auftrags an Saulus:

„Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen.“

Der Name Jesu ist die höchste uns zugängliche Gottesoffenbarung. Aber sie ist nicht nur Gnade für den Bußfertigen, für den Reuigen und Gedemütigten, sondern sie ist auch Gericht über den Hochmut und über die Selbstbehauptung des ungebrochenen Menschen. Der Name Jesu des Gekreuzigten ist auch eine Kriegserklärung Gottes gegen die Sünde der Welt. Gott sagt Ja zu seiner Schöpfung und liebt die Welt mit der Hingabe seines Sohnes (Joh. 3, 16), aber er sagt Nein gegen die Sünde, an der der Mensch festhalten will. Hier stehen wir vor einer Entscheidung: Entweder mit der Welt gegen Gott, oder mit Gott gegen die rebellierende Welt! Weil Saulus von Jesus überwunden wurde, wird er die Welt — die Frommen und die Gottlosen, die Juden wie die Römer — gegen sich haben.

Sich zu Jesus bekennen, heißt: zum Leiden bereit sein. Was Saulus den Bekennern in Jerusalem tat, wird Jerusalem ihm als dem Bekenner Jesu antun. Aber dieses Leid wird entgiftet und gesegnet um des Namens Jesu willen, der ihm diese Leiden einbringt. Darum hat Paulus nach seiner Mißhandlung im Kerker zu Philippi Lobesspalmen gesungen und aus dem Gefängnis zu Rom schreiben können: „Freuet euch in dem Herrn allewege!“ (Phil. 4, 4). Ja, „wir rühmen uns auch der Trübsale“ (Röm. 5, 8). „Man schilt uns, so segnen wir, man verfolgt uns, so dulden wir's; man lästert uns, so beten wir“ (1. Kor. 4, 12). „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir tragen alle-

zeit das Sterben unseres Herrn Jesu an unserem Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jesu an unserem Leibe offenbar werde“ (2. Kor. 4, 8—10). So hat Paulus später schreiben können. Er hat diese Not nicht gesucht. Wenn sie kam, war sie echte Qual. Aber aus der Not wurde ihm immer wieder ein Opfer der Liebe zu dem, der für unsere Sünde starb.

9. DER DIENST DES ANANIAS AN SAULUS

„Und Ananias ging hin“.

Was umschließen doch diese wenigen Worte! War die Angst vor dem gefürchteten Verfolger wirklich fort? In welcher Haltung mag Ananias gegangen sein? Es wäre nicht nur unpsychologisch und darum unnatürlich, wenn wir erwarten wollten, daß Ananias nun wie ein strahlender Held seinen Weg machte. Mut ist nicht die Mißachtung der Gefahr, sondern es ist der Gehorsam trotz der Gefahr. Ananias ging, weil dem Motiv der Angst ein stärkeres Motiv, der Befehl Jesu, das Wort Gottes, begegnet war. Dieses Wort hatte sich als stärker erwiesen als jener erste Beweggrund. „In der Welt habt ihr Angst“, stellt Jesus ein für allemal fest. So ist das eben bei uns Weltkindern. Nur an einer Stelle der Weltgeschichte wurde die Welt mit ihrer Angst überwunden, besiegt und entmächtigt. Diese Stelle dürfen wir im Glauben aufsuchen, uns unter die Kraft dieses Sieges stellen, um nur im Glauben zu leben und zu handeln und nicht mehr in Angst. Was aus Angst geschieht, ist sündig. Aus Angst wird heutzutage Politik gemacht. Aus Angst hat manch einer gemordet und noch öfter gelogen und verleugnet. Die Angst ist Zeichen des Unglaubens. Glaube hält zwar die Angst nicht immer auf, aber er übertönt und fesselt sie.

Da geht nun der ängstliche Ananias seinen Weg. Aber er geht ihn im Gehorsam, weil es ihm von seinem Herrn befohlen ist. Mag sein Herz klopfen, er weiß sich doch in

Jesu Hand. „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir“, mag er mit dem Psalmisten gebetet haben (Ps. 139, 5).

Ananias kommt ins Haus des Judas. Er fragt sich zur Stube des Mannes von Tarsus durch. Wie wird er eintreten? Wird er zuerst prüfend auf den gefürchteten Mann blicken, oder wird er sich zuerst umständlich vorstellen? Oder gar in einem langen Vorgespräch eine gewisse Annäherung vorbereiten, um dann zum Schluß mit der großen Überraschung zu kommen?

Das Wort des Ananias ist so beglückend, so erstaunlich und großartig, daß man sich nur aufs Neue wundern muß über die Erzählweise der Bibel. Sie läßt überall, auch in solchen kleinen Einzelszenen, die kostbare Frohbotschaft aufleuchten.

„Bruder Saul“ — das ist der Gruß, mit dem Ananias auf den Blinden hinueilt. Saulus mag seinen Ohren nicht getraut haben, als ihm hier in Damaskus jemand mit dem Brudernamen titulierte. Heutzutage ist dieses Wort fast zu einer Inflationsgröße geworden. Nicht nur der „Herr Amtsbruder“ spricht oft etwas gedankenlos diese Anrede aus, auch die Freimaurer nennen sich Brüder, ja sogar die Mitglieder eines Skatvereins oder Kegelklubs. Damals hießen „die Brüder“ aber die Nachfolger Jesu (z. B. Apg. 9, 30; 11, 1; 12, 17; 15, 1 und 23 u. ö.). Sie waren Brüder geworden, weil sie durch Jesus zum Vater zurückgefunden hatten. Sie waren eine große Familie Gottes geworden. Bruder sein war die große Gabe, die sie dem „Erstgeborenen unter vielen Brüdern“ dankten (Röm. 8, 29).

Mit dieser Anrede aus dem Munde eines derer, die Saulus vernichten wollte, strömte das göttliche Erbarmen zum Blindgewordenen. Mit einem einzigen Wort hatte Ananias die Brücke über alle Abgründe der Angst geschlagen. Wie menschlich wäre es gewesen, wenn Ananias sich einen Augenblick geweidet hätte am Schicksal des Christenhassers. Wie leicht hätte in seine Rede ein moralisierender Ton hineingeraten können: „Wir wollen der Vergangen-

heit nun nicht mehr gedenken, lieber Saul, wir haben beschlossen, dir nichts nachzutragen!“ Tausendfach und abertausendfach haben Christen so gehandelt und tun es auch heute noch.

Aber wo Jesus handelt und redet, sei es auch durch einen Ananias, da geht es königlich und großartig zu: „Du bist mein Bruder“, damit ist alles gesagt. Jawohl, Bruder! Denn

„der Herr hat mich gesandt, Jesus, der dir erschienen ist auf dem Wege, da du herkamst.“

Darum also Bruder, weil Jesus seine Geschichte mit Saul hat. „Er hat mich gesandt“ — ich selbst bin ganz unwichtig. Ich bin nur Botschafter an Christi statt (2. Kor. 5, 20). Nur Werkzeug jenes andern, der an dir handelt und dessen Handeln sich fortsetzen wird, weil er noch nicht zum Abschluß kam.

Jesus handelt an dir! (Im Luthertext fehlt der Name des Herrn, der aber in älteren, besser beglaubigten Handschriften an dieser Stelle genannt wird.) Jesus handelt! Das ist die rechte Form der Evangeliumsverkündigung, wenn sein Handeln bezeugt und seine Wirksamkeit aufgezeigt wird.

„Er ist dir erschienen“. Er selbst setzte den Anfang der Geschichte deiner Rettung von all deinen Irrwegen. Er trat dir in den Weg — „auf dem Wege, da du herkamst“, jenem Weg, der für die Jesusgemeinde in Damaskus zur Vernichtung hatte führen sollen und der deine eigene Schuld furchtbar vermehrt hätte. Aber was vor Tagen auf der Landstraße begann, das findet in dieser Kammer eine Fortsetzung. „Der in dir anfang das gute Werk, der wird es auch zum Ziel führen“ (Phil. 1, 6), — aus eigener Erfahrung hat Paulus mit dieser Erkenntnis seine Brüder in Philippi stärken können.

Zwiefach ist nun die Gabe, die durch die fürbittende Handauflegung dem Saulus zuteil werden sollte:

„Daß du wieder sehend und mit dem Heiligen Geist erfüllt werdest.“

Die äußere Blindheit sollte zugleich mit der inneren schwinden. Es scheint nach dem Bericht der Apostelgeschichte, daß in der ersten Generation der Christenheit die Gabe des Heiligen Geistes als deutlicher Bruch in dem Bewußtsein erfahren wurde. Woran erkannte Paulus, daß er vom Heiligen Geist erfüllt wurde? Gab es besondere enthusiastische Zeichen dafür, wie manche Kreise der Gegenwart und Vergangenheit meinen? Der Apostel hat sich später eindeutig darüber geäußert, wie der Geist sich im Leben des Gläubigen kundtut. Er ist kein furchtsamer Sklavengeist, sondern schenkt die Zuversicht des sich vom Vater geliebten Kindes (vgl. Röm. 8, 15). Da ist kein Schwanken mehr über die Annahme des verlorenen, nun aber wiedergefundenen Sohnes: „Sein Geist bezeugt mit unserem Geist zusammen, daß wir Gottes Kinder sind“ (Röm. 8, 16). „Die Freude im Heiligen Geiste“ (Röm. 14, 17) mag überwältigend in seinem Herzen aufgeleuchtet haben. Mit dem neugeschenkten Augenlicht leuchtete auch im Herzen das Licht der Gegenwart Christi auf: „Er hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben“ (2. Kor. 4, 6). Das sind wichtigere Kennzeichen der Gegenwart des Heiligen Geistes als stammelndes Zungenreden oder wunderbare Gesichte oder sonstige erstaunliche Mirakel.

„Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen.“ Dieser Ausdruck soll wohl die Plötzlichkeit der Heilung bezeichnen, die ein äußeres Zeichen der Annahme und Versöhnung war. Wie plötzlich kann der Herr die Wendung geben! „Wie man eine Hand umdreht“, — so beschrieb August Hermann Francke die Wende in seinem eigenen Glaubenskampf.

Mit der Gabe des Heiligen Geistes und der Zusicherung der vollen Versöhnung der Vergangenheit brach Saulus sein dreitägiges Fasten ab und bat um den Vollzug der Taufe.

Vielleicht überrascht es manchen, daß er sich nicht mit der Geistestaufe begnügte. Konnte eine Wassertaufe ihm mehr geben, als er empfangen hatte? Jedoch diese Art von Ver-

geistigung und Verinnerlichung war der ersten Christenheit offenbar fremd. Auch Petrus befahl, den Cornelius von Cäsarea mit den Seinen zu taufen, obwohl — nein, weil — er erkannte, daß diese heidnische Familie und ihre Gästeschar von Jesus mit dem Geiste versiegelt waren (Apg. 10, 44—48; 27; Eph. 1, 13). Paulus selbst hat das, was er später über die Taufe geschrieben hat, wohl aus der Erfahrung des eigenen Erlebens geschöpft: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheilt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu“, der in der Taufe sein Besitzrecht kundtut — „und durch den Geist unseres Gottes“ (1. Kor. 6, 11). „Wir sind mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, damit auch wir, wie Christus auf-erweckt ist, in einem neuen Leben wandeln“ (Röm. 6, 4). So wenig er also das Wort Jesu verachtete, das er zu ihm gesprochen, so wenig zweifelte Paulus, daß in der Taufe Jesus seinen Anspruch an ihn kund tat und seine Gabe befestigte.

Ob die Speise, die er nun zur Stärkung zu sich nahm, für ihn nicht auch verbunden war mit dem Brotbrechen oder Heiligen Mahl, das die Jünger seit dem Pfingsttage als Vermächtnis Jesu immer wieder feierlich miteinander be-ingen? „Des Herrn Abendmahl“ nennt er es im 1. Korintherbrief (11, 20ff) und bezeugt, daß der Herr selbst es ihm übermittelt habe und daß es nicht gedankenlos zu sich genommen werden dürfe.

10. IN DER GEMEINDE JESU

Nun erst war er ein Glied der Jüngerschar Jesu. Hinein-gegan in die Gemeinde seiner Bekenner. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich zu vergegenwärtigen, was in dem Sätzlein umfaßt ist:

„Er war einige Tage mit den Jüngern in Damaskus beisammen.“

Hier erfuhr er die beglückende Gemeinschaft derer, die herausgerufen sind aus allen andern Bindungen in die Bindung an Jesus. Hier durfte er die überraschenden Entdeckungen machen, die je und je die Verächter der Stillen im Lande machten, wenn sie durch eine echte Bekehrung hineingeboren wurden in Gottes Kinderschar und nun alles so ganz anders beurteilen lernten, als früher Haß und Verachtung, hochmütiger Spott oder Bildungsdünkel ihnen die Gemeinde Jesu erscheinen ließen.

Es ist kaum zuviel gesagt: Nächst der Erfahrung eigener Begnadigung durch Jesu Vergebung macht nichts so reich als die Gemeinschaft der Gläubigen. So weit es überhaupt auf Erden möglich ist, ist hier die Sehnsucht nach echter Bruderschaft erfüllt. Welch ein Gegensatz gegenüber der Solidarität der Pharisäer in ihrer Selbstgerechtigkeit. Gesetzlichkeit zerreißt die Gemeinschaft, Glaube an Jesus baut sie auf. Wie hat das später der Apostel den Korinthern und Galatern so nachdrücklich bezeugen können!

Es wurde dem jungen neubekehrten Christen in Damaskus gewiß nicht langweilig im Kreise jener Anrufer des Namens Jesu, die zu verhaften und zu verurteilen er ursprünglich nach Damaskus gezogen war. Wieviel Fragen mochte er auf dem Herzen haben! Und wie hat er gelauscht, wenn die Leidgeprüften ihm vom Leben mit Jesus erzählten!

Aber nicht zu einer Erholungskur wollte er die Zeit in Damaskus verwenden.

„Sofort verkündigte er in den Synagogen Jesus, daß er der Sohn Gottes sei.“

(Eine alte Lesart dieser Stelle fügt noch hinzu: „Mit allem Freimut“.)

Paulus hat auch später keinen Christenstand ohne Dienstverpflichtung gekannt. Er wußte sich von seiner Bekehrung an zum Missionar und Botschafter Christi gerufen. Was der Herr dem Ananias gesagt hatte vom Auftrag an Saulus (vgl. Vers 15), das hat er auch ihm selber offenbart. Vor

dem Statthalter Festus und dem König Agrippa gab Paulus einen verkürzten Bericht seiner Bekehrung (Kap. 26, 9–18). Dort erzählt er, daß der Herr zu ihm gesagt habe:

„Dazu bin ich dir erschienen, daß ich dich bestelle zum Diener und Zeugen dessen, was du gesehen hast, und ich dir noch erscheinen lassen will. Ich will dich erretten von dem Volk der Juden und von den Heiden, unter welche ich dich jetzt sende, damit du ihre Augen auftust, daß sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt Satans zu Gott, um Vergebung der Sünden und das Erbe mit denen zu empfangen, die durch den Glauben an mich geheiligt werden.“

Welch ein Auftrag! Saulus hat ihn vom ersten Tage an ernst genommen. Was er zu predigen hatte, war für ihn kein Problem. „Er predigte Christus, das derselbe Gottes Sohn sei.“

Jesus, der Christus — in seiner einzigartigen Verbundenheit mit dem Vater, der eingeborene Sohn, der in ungebrochener Gemeinschaft mit Gott steht — das ist und blieb die Predigt des Paulus, die er Israel und der Völkerwelt zu verkündigen hatte. Davon erzählt uns Lukas bis zur Haft des Apostels in Rom. Davon zeugen die dreizehn Briefe von seiner Hand, die uns im Neuen Testament erhalten sind. Dieses Thema ist freilich unerschöpflich. Diese Predigt wird nie langweilig. Sie ist immer aktuell. Sie ist höchst praktisch und bringt uns das Allernotwendigste für unser Leben. Denn an unserer Stellung zu Jesus fallen die großen Entscheidungen unseres Lebens.

Es mag uns auffallen, daß es hier nicht heißt: „Saulus predigte über Jesus.“ Etwa so, wie der Schüler einen Aufsatz über ein ihm gestelltes Thema schreibt. Vorträge über irgend etwas werden oft gehalten. Sie mögen sehr interessant sein, nur sind sie auf der Kanzel der Kirche fehl am Platze. Hier geht es nicht um Vorträge, in denen ein mehr oder weniger tüchtiger Theologe mit mehr oder weniger Beredsamkeit seine Ansichten und Meinungen einem lau-

schenden Publikum vorlegt. Saulus hat nie „über Jesus“ gesprochen. Das heißt, nie so, daß Jesus das Objekt, der Gegenstand seiner Erörterung war. Er war ja nur Botschafter des Königs. Er hatte nur die Nachricht vom Sieg des Lebensfürsten weiterzusagen. Er gab nur den Ruf des Rufenden weiter. „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, — er ist der Herr“, so sagt er es den Korinthern (2. Kor. 4, 5). „Wir predigen Christus als den Gekreuzigten“ (1. Kor. 1, 23), so umschrieb er ein andermal seine Botschaft.

Was heißt das? Saulus hat von Anfang an den Herrschaftsanspruch des für unsere Sünden gestorbenen und auferstandenen Jesus bezeugt. Es ging ihm gerade nicht um eine menschliche Meinungsbildung über Jesus, wohl aber um die indiskutable Tatsache: Jesus ist da! Er ist der Christus, der eingeborene Sohn Gottes! Er lebt und ist für jeden Glaubenden der Geber der göttlichen Gnade, die auch ihn hineinnimmt in die Gemeinschaft mit dem Vater und ihm teilgibt am ewigen Leben.

Man kann wohl verstehen, welche Wirkung dieses Zeugnis in den Synagogen von Damaskus gehabt haben mag.

„Sie entsetzten sich alle, die es hörten, und sprachen: Ist das nicht, der zu Jerusalem alle vernichtete, die diesen Namen anrufen, und darum hergekommen, um sie gebunden zum Hohenpriester zu führen?“

Das Unerwartete erweckt leicht unsern Schreck. Und hier lag dazu noch ein besonderer Grund vor. Bisher war Saulus der Urheber der Verfolgungen gegen die Christen. Der Name dieses Schülers des Gamaliel hatte einen guten Klang beim Hohen Rat in Jerusalem und im Kreise der Pharisäer. Alle sagten: auf ihn könne man sich verlassen. Sein Eifer war vorbildlich. Seine Frömmigkeit untadelig. Sein Wort galt.

Und nun dieser unerwartete Umschwung! Es war nicht nur die Enttäuschung der Führer im Streit, die die Herzen mit Schrecken erfüllte. Meist ist die große Menge ohnehin ohne eigene Überzeugung und läuft halt dem Stärksten

nach. Welch eine Verwirrung würde jetzt in dieser breiten Menge entstehen? Was ist denn jetzt noch gewiß, wenn ein führender Kopf seine Stellungnahme so schnell widerruft und zu seinem Bekenntnis macht, was er bisher wütend bekämpfte!

Das Entsetzen der Juden in Damaskus zeigt, wieviel von Saulus erwartet worden war. Sie kannten ihn doch alle und kannten auch sein kompromißloses Programm: Wer den Namen Jesu anruft, ist zu verhaften und dem geistlichen Gericht in Jerusalem zur Aburteilung zuzuführen. Was sie dort zu erwarten hatten, zeigte nicht nur die Verurteilung des Stephanus. Wir hörten schon, daß Saulus noch viele Männer und Frauen den gleichen Weg geführt hatte. Vor diesem Inquisitionstribunal gab es nur zwei Möglichkeiten: Entweder wurde dem Namen Jesu abgesagt, und zwar mit einem Fluch auf ihn — oder das Leben war verwirkt.

Der Mann, der bisher andere mit dem Tode bedroht hatte, ging nun selbst den gleichen Weg und fürchtete die Todesdrohung nicht. Welch eine Macht schien im Namen Jesu zu stecken! Was sind da für unheimliche Kräfte am Werk? So mag man in der großen Menge gefragt haben. Sollte etwa an Jesus doch mehr sein, als bisher zugegeben wurde? Bislang waren die Anhänger Jesu kleine Leute gewesen, unstudiert und ohne Einfluß. Unter ihnen waren viele Galiläer, die von der Großstadt Jerusalem ohnehin als beschränkte Provinzler angesehen wurden. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ So hat nicht nur einst Nathanael gefragt. Aber nun ist ein bekannter Theologe, der sich viel mit der Materie beschäftigt und schon einen guten Ruf erworben hatte, ein Bekenner dieses Gekreuzigten geworden. Was sollen wir dazu sagen?

Man wäre geneigt, hier viele Beispiele aus der späteren Kirchengeschichte herbeizuziehen. Sowohl aus der alten Geschichte, wie aus der Mission und aus der jüngsten Gegenwart. Das wäre ein interessantes Bilderbuch, das uns zeigen könnte, wie der Name Jesu immer noch die gleiche Kraft hat wie einst.

Bis in die Gegenwart, auch im Kampf des Atheismus gegen die Glaubenden, wiederholt sich die uralte Erfahrung: „Er soll die Starken zum Raube haben.“ Und immer folgt auf eine kurze Zeit der Verwirrung der laute Schrei der Ent-rüstung, eine giftige Verleumdung und haßerfüllte Ver-folgung gegen den Apostaten und Renegaten. Denn immer wieder wird ein Saulus zum Paulus.

Aber dieser wurde in seinem neuen Wege nur bestärkt und zeigte bald, daß der Herr, der ihn gerufen hatte, ihn auch ausrüstete mit jenen Gaben, die für seinen Kampf nötig waren.

11. DER CHRISTUSBEWEIS

„Saulus aber wurde immer kräftiger und trieb die Juden in die Enge, die zu Damaskus wohnten und bewährte es, daß dieser ist der Christus.“

„Beweisen Sie mir doch, daß es einen Gott gibt“, sagte mir der Freidenker, mit dem ich schon lange diskutierte. Ich antwortete ihm: „Wenn ich Ihnen einen mathematischen Beweis für das Dasein Gottes mit logischem Zwang liefern könnte, so wäre es schon kein Gott mehr, sondern nur ein Götze, der sich unserer Logik zu fügen hätte. Gott ist Gott, – und wir sind seine Geschöpfe. Er wird nie Gegenstand, Objekt unserer Untersuchung und Berechnung sein können. In ihm leben, weben und sind wir, sagt der Apostel. Wir können daher von außen her über ihn gar nicht reden oder urteilen. Wohl weiß ich, daß die Philo-sophen sich mühten, eine Anzahl Gottesbeweise zu stellen, den kosmologischen, den historischen, den moralischen, den ontologischen usw., aber für uns beide werden sie alle nicht zwingend sein. Freilich, – einen Gottesbeweis gibt es! Aber den kann ich ihnen nicht bringen, den müssen Sie sich selber stellen. Unterwerfen Sie sich dem Anspruch Gottes, nehmen Sie ihn so ernst, wie er Sie

nimmt, und er wird sich Ihnen so überzeugend kundtun, daß es keines logischen Beweises bedarf.“

Dürfen wir dennoch von einem Christusbeweis sprechen, den Paulus in Damaskus erbrachte? „Er erwies: Dieser ist der Christus“ — übersetzt Adolf Schlatter diesen Schlußvers unseres Berichtes.

Als der Auferstandene von seinen Jüngern schied, sagte er ihnen: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem, in ganz Judäa, in Samarien und bis zum Ende der Erde“ (Apg. 1, 8). Nicht zu Sachverständigen ernannte er sie, die sich ein Urteil erlauben könnten oder eine eigene Meinung aus ihrer Schau heraus zu prägen hätten. Zeugen sind keineswegs Alleswiser. Sie sind aber in ein Ereignis und in ein Geschehen hineingezogen worden, das zu einem Teil ihres eigenen Erlebens wurde. Wo das der Fall ist, da kann auch ein altes Mütterlein, das sonst vom Autofahren nicht gar viel versteht, doch eine Zeugin werden bei einem Prozeß, in dem es um einen Autounfall geht, der in Gegenwart der Alten passierte.

Das Christusgeschehen wird von Zeugen bezeugt. Das ist Aufgabe der Gemeinde. So entstand das Neue Testament als Sammlung von Zeugnissen der Augenzeugen (Luk. 1, 2; Joh. 21, 24; 1. Joh. 1, 2 u. a.). Die Welt spottet oft: Euer Gott schweigt! Aber seine Gemeinde ist da. Und bei ihr darf kein Schweigen sein (Jes. 62, 6). Die Gemeinde sagt nicht nur ihr Zeugnis mit Worten, sie lebt es auch im Leiden und im Loben, sie trägt ihre Leiden in Jesu Nachfolge und im Gehorsam, und sie lebt zum Lobe Gottes, indem sie das Licht der Liebe Christi aufleuchten läßt.

Wie ein Kranker, der von seinem schweren Leiden geheilt wurde, über seinen Arzt nicht schweigen kann, sondern ihn den andern Leidenden überzeugend empfiehlt, so bekennt die Gemeinde der Glaubenden und Geretteten unermüdlich den, der ihr das neue Leben schenkte. Wie sollte sie das nicht! Und wo das nicht geschieht, wo man das Zeugnis von Jesus unterdrückt, ihn verschweigt und durch seinen Lebenswandel verleugnet, da bleibt die sehr

ernste Frage, ob unser Christenstand nur ein Mitläufertum, unser Glaube nur ein Scheinglaube ist. In der durch Jahrhunderte währenden Christuspredigt der alten Kirchen Europas wird diese Gefahr dauernd vorhanden sein. Die Gewöhnung wirkt stets einschläfernd. Damit ist der Kirche, ihrer Gemeinde, jeder Predigt der stete Auftrag erwecklicher Arbeit gegeben. Ob diese Innere Mission, Volksmission oder Evangelisation genannt wird, ist nicht entscheidend. Es läßt sich auch darüber reden, welche Wege zu solcher Erweckungsarbeit beschritten werden müssen, — ob wöchentliche erweckliche Vortragsreihen, ob Evangelische Akademien oder Zeltmissionen, ob Schriftenmission oder werbende Hausbesuche, ob Einzelgespräche oder Massenversammlungen, — alles das kann von Fall zu Fall gewissenhaft überlegt werden. Aber immer geht es um das Jesuszeugnis, um den Lobpreis dieses einzigartigen Namens, um das Wort Gottes, wie es in Jesus Mensch wurde und uns alle zur Unterwerfung in dankbarem Glauben ruft. Wo der Name Jesu verschwiegen wurde, wo von ihm unverbindlich oder in intellektueller Kühle und Objektivität gesprochen wurde oder wo in schwärmerischer Gefühlsseligkeit nur die Stimmung des Hörers in Bewegung gesetzt wurde, da ist's verlorene Zeit und schließlich eine Verleugnung des Einen.

Saulus verkündet: Jesus ist der Christus: Mit andern Worten: Sucht keinen andern Pfad zum Leben, fragt nicht nach andern Methoden und Rezepten, wählt keine andern Führer, hört nicht auf andere Propheten und Sektenhäupter! „Einer ist euer Meister — Christus!“ (Matth. 23, 8).

Mag sein, daß sein Wort oft in schwacher Weise gepredigt wird, — solange es sein Wort ist, trägt es den Keim zu neuem Leben in sich, die Kraft zu einer neuen Existenz. Mag seine Jüngerschar ein zitterndes Herz haben wie Ananias oder eine dunkle Vergangenheit wie Saulus, mögen an ihr noch manche Fehler zu erkennen sein, — das gibt uns keinesfalls das Recht, sie zu mißachten und vor ihrem Zeugnis das Ohr zu verschließen. „Man sieht die vielen Fehler und Schwächen, welche die Gläubigen haben;

aber diejenigen, die sie überwand, sieht man nicht“, schreibt der gottgelehrte Schulmeister von Münsingen, Friedrich Mayer (gest. 1946, „In der Schule Jesu“, S. 24). Darum sollten wir nicht so schnell die Christusbotschaft beiseite schieben, weil wir – vielleicht zu unserer heimlichen Freude – erkannten, daß seine Erlösten „auch keine Engel“ sind. So einfach liegt es wahrlich nicht. Wir betrügen uns selbst um das Beste im Leben, wenn wir nach solch fadenscheinigen Gründen suchen, um uns vor einer inneren Entscheidung zu drücken.

Wer sehen will, wirklich sehen will, kann auch im Leben der Gemeinde etwas erkennen von den Verwandlungskräften, die die Christusbotschaft an Menschen vollzieht. Jesus hat nicht nur den Christushasser Saulus zum Botschafter seiner Gnade gemacht und den Geldmensch Zachäus zu einem opferwilligen Wohltäter vieler. Er hat gebundene Opfer des Alkohols befreit, denen kein Arzt mehr helfen konnte. Er macht leichtsinnige Spieler zu gewissenhaften Menschen, Ehebrecher zu treuen Ehegatten, Spötter zu Betern. Es sind uns öfters Bekenner Jesu begegnet, die in tiefem Schmerz bekannten, daß sie früher zu den fanatischsten Bekämpfern der Kirche gehörten. Wer nur Augen hat zu sehen, kann selber etwas davon merken.

Es sind gleich in der ersten Generation der Christenheit solch erstaunliche Wirkungen von Christus und seinem Wort ausgegangen, daß einst Adolf von Harnack, der gewissenhafte Historiker, öffentlich sagte: Selbst wenn uns kein Evangelium und kein Jesuswort überliefert wäre und es kein Neues Testament gäbe, so müßten wir allein aus den geschichtlichen Wirkungen schließen, daß in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung eine gewaltige Persönlichkeit aufgetreten sei. Ohne diese wären alle die umwälzenden Wirkungen gar nicht zu denken. Auch das ungeübte Auge eines Laien kann diese Feststellung des Historikers bestätigen. In der ganzen antiken Welt war Arbeit und Dienst Sache der Sklaven und Unfreien oder der Frauen. Welch eine Wendung, daß unter dem Einfluß des Evangeliums Jesu die Arbeit und der

Dienst geadelt wurden. Mag jener König von Preußen auch persönlich kein Christ im Sinne der Bibel gewesen sein, — ohne das Kommen Jesu hätte er nie sagen können: „Ich bin der erste Diener meines Staates.“ Im Munde des Augustus hätte sich das Wort sehr wenig zeitgemäß gemacht. — Der Pharisäername war bis zu Jesu Auftreten ein Ehrenname, den sich niemand ohne weiteres selbst anlegen konnte. Nach Jesus aber ist aus dem Ehrennamen ein peinliches Scheltwort geworden, das wir uns nicht gerne sagen lassen. — Tausende und Abertausende hat römische Grausamkeit im Laufe der Jahrhunderte den Kreuzestod sterben lassen. Ihre Namen sind verklungen. Aber der Eine, der es trug und der an dem schrecklichen Marterholz starb, wandelte den Galgen in ein Zeichen der Gottesgnade. Seitdem ist das Kreuz das Symbol der heiligen Nähe Gottes. Wenige derer, denen die Ehrung als Ritterkreuzträger zuteil wurde, mögen daran gedacht haben, daß sie kaum ein Kreuz als Ehrenzeichen getragen hätten, wenn nicht das Geschehen von Golgatha die radikale Umwertung der beiden Balken gebracht hätte.

Aber noch einmal sei es gesagt: Alles dieses sind nur Zeichen für den nachdenkenden Menschen. Sie können keine logischen Beweise sein. Es gibt noch mehr solche Wegmarken, die uns auf dem Lebensweg begegnen und uns zurufen wollen: Achtung! Geh nicht gedankenlos vorbei! Hier liegt ein Schatz im Acker vergraben. Du solltest keine Kosten, keine Zeit, keine Mühe sparen, um in den Besitz dieses Ackers zu kommen, und um dann solange in ihm zu schürfen, bis du selbst den Schatz fandest, den kein Rost und keine Motten verzehren und den dir keine Menschenfaust rauben kann.

Und wenn dir dadurch selbst die große Lebenswende geschenkt wird, dann wirst du, wie einst Saulus, ein neuer Beweis für die Wahrheit sein: Dieser Jesus ist der Christus! Jede echte Bekehrung ist ein Beweis der Wahrheit jener Botschaft, die Paulus jahrzehntelang der Welt verkündete, bis er sie mit dem Tode besiegelte.

Es wäre eine lockende Aufgabe, die wir aber dem Bibelleser selbst überlassen wollen, den Weg des Apostels durch die griechisch=römische Welt zu beobachten. Man hat, u. E. zu Unrecht, angenommen, daß Saulus sich zuerst zu einer Art geistlichen Rüstzeit nach Arabien zurückgezogen habe. Zwar schrieb er den Galatern (1, 17), daß er während der an seine Bekehrung sich anschließenden Zeit eine Weile in Arabien war. Aber erstens ist damit nicht etwa das heutige Saudi=Arabien zu verstehen, sondern die südlich an Damaskus angrenzenden Landstriche, die damals so bezeichnet wurden. Und zweitens deutet er nirgends an, daß er dort in die Einsamkeit für etliche Besinnungswochen gegangen sei. Wir werden vielmehr vermuten müssen, daß er auch dort in den Dörfern und Städten seine neue Entdeckung bezeugt habe. Sein Standort aber blieb offenbar weiterhin Damaskus. Hier wich er erst, als die Nachstellungen für ihn lebensgefährlich wurden, und ging nach kurzem Besuch in Jerusalem in seine Heimatstadt Tarsus. Wer die Briefe des Paulus sehr aufmerksam verfolgt, muß damit rechnen, daß auch diese Zeit mit missionarischer Arbeit erfüllt war. In unser Blickfeld tritt Paulus allerdings erst wieder, als er durch Barnabas neue missionarische Aufgaben in der Großstadt Antiochien fand. Von hier sandte ihn die dortige Gemeinde mit Barnabas auf weite apostolische Reisen nach Kleinasien und Griechenland.

Nun beginnt für Paulus ein Leben äußerer Unruhe. Wohl bleibt er einige Male ein bis drei Jahre an einem Ort. Aber diese Aufenthalte enden fast stets gewaltsam. Äußerlich gejagt von seinen erbitterten Feinden, innerlich getrieben von brennender Liebe zu seinem Herrn, — „ein Schuldner aller Menschen, der Griechen und Barbaren, der Weisen und der Toren“ (Röm. 1, 14) — so eilt er von Stadt zu Stadt. Äußerlich scheint es, als würde ihm seine Reiseroute von den tausend Gefahren vorgeschrieben, die ihn umdrohen (man lese 2. Kor. 11, 23ff). Als ob er gar keine Gelegenheit bekäme, Reisepläne zu machen oder eine missionarische Strategie zu entfalten. Sehen wir aber die Karte seiner Reisen an, so staunen wir, daß es ihm ge-

schenkt war, von Ost nach West alle Metropolen der damaligen Welt mit der Botschaft Christi zu erfüllen: Antiochien in Syrien, die Insel Cypern, Antiochien in Pisidien, Ephesus, Thessalonich in Mazedonien, Korinth in Achaja — ganz Kleinasien und Griechenland wurde in wenig Jahrzehnten mit zahllosen kleinen Christengemeinden durchsetzt. Denn von den Großstädten strahlten die Kräfte der Auferstehungsbotschaft hinaus in das umliegende Land. Am deutlichsten sehen wir es in Ephesus. Schließlich endet sein Weg in der Reichshauptstadt Rom, wo heute noch auf dem Wege nach Ostia die gewaltige Kirche „St. Paulo fuore le mura“ von seinem gewaltsamen Tode zeugt. Hier hat er in den sechziger Jahren des ersten Jahrhunderts seine rund dreißigjährige Tätigkeit beschlossen, die damals in Damaskus begann.

Nur ganz wenig Menschen gibt es, die in einem relativ so kurzen Leben eine solche Frucht und Ernte der Arbeit geschenkt bekamen. Vielleicht ist Paulus sogar der einzige, denn seine Wirkung reicht in die Ewigkeit. Das Erstaunliche dabei ist, daß sich Paulus in der jungen christlichen Kirche keineswegs durchsetzen konnte. Im letzten Brief vor seinem Tode, dem zweiten Timotheus-Brief, muß er klagen: „Sie verließen mich alle“ (4, 16). Auch in den von ihm gegründeten Gemeinden (z. B. Korinth) hatte sich bald eine scharfe Gegnerschaft gegen ihn gefunden. Und knapp fünfzig Jahre nach seinem Tode scheint die Kirche den Römerbrief oder den Galaterbrief des Paulus nicht mehr recht verstanden zu haben. Trotz des großen Paulusschülers Augustin (gest. 430) ist die mittelalterliche Kirche selbst in ihren liebwertesten Gestalten, etwa Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, Meister Eckehart u. a. an Paulus ohne Verständnis vorübergegangen. Erst Anfang des 16. Jahrhunderts entdeckte ein Augustinermönch im Kloster den Römerbrief aufs neue als die große Urkunde der Befreiung des Sünders aus Schuld und Sklaverei, aus Moralismus und Selbsterlösung. Jubelnd singt Luther: „Nun freut euch, liebe Christengmein, und laßt uns fröh=

lich springen.“ Sein Glaubenslied ist in wenig Jahren durch ganz Europa erklingen. Ohne des Paulus Briefe wäre auch Luthers kleiner Katechismus ungeschrieben geblieben, der jährlich Millionen junger Menschen ein Wegweiser in das froh und dankbar machende Evangelium sein will.

Ja, wahrlich, jener Saulus wurde ein auserwähltes Werkzeug in der Hand Jesu Christi. Wo nur sein Zeugnis gelesen und beherzigt wird, erweist und beweist sich die Wahrheit der Auferstehungsbotschaft neu an Menschenherzen.

12. DER SCHRIFTBEWEIS

Mag sein, daß Saulus damals in den Synagogen von Damaskus noch einen besonderen Weg des Christusbeweises gegangen ist. Wer seine späteren Predigten liest, wie er sie etwa nach Angabe des Lukas in Antiochien in Pisidien gehalten, der weiß, daß er wie die andern Apostel (z. B. Petrus in der Pfingstpredigt) das Alte Testament zum Erweis der Christuswürde benutzt hat.

Diesen Weg gehen wir heute leider selten genug. Die akademische Theologie hat in den vergangenen zwei Jahrhunderten entdeckt, daß man das Alte Testament als „historische Quelle“ mit den Mitteln der kritischen Wissenschaft auf seine Geschichtlichkeit untersuchen müsse. Manche messianische Weissagungen, die die Kirche seit Jahrhunderten in ihren Kirchenliedern und Predigten zur Ehre Jesu Christi las und als einen Hinweis auf sein Kommen verstand, werden historisch relativiert und eingeebnet. Schließlich sollen sie etwas ganz anderes bedeuten. Ohne im einzelnen die Berechtigung der Frage: „Wie ist es denn alles gewesen?“ bestreiten zu wollen, ist doch dem Bibelleser bei diesem Vorgang nicht recht wohl. Er merkt

beim Lesen mancher wissenschaftlicher Kommentare, die mit soviel Fleiß und Mühe geschrieben sind, daß er irgendwie auf einem andern Gleis einherfährt als die Apostel. Daher kommt er auch nicht zu der gleichen Erkenntnis, die Paulus hatte.

Paulus las z. B. den 16. Psalm in der Gewißheit: hier ist von der Auferstehung Jesu die Rede und nicht nur von der Hoffnung auf äußere Hilfe, Verlängerung des irdischen Lebens oder gar von einem Bundesfest im Tempel. Die Gemeinde der Urchristenheit las ihre Bibel, das Alte Testament, christozentrisch. Für sie war das ganze Wort des Alten Bundes ausgerichtet auf den Kommenden. Mögen uns heute manche Auslegungen der Alten fremdartig erscheinen, es läßt sich aber nicht bestreiten, daß jene Anrufer des Namens Jesu ihren Glauben bestätigt fanden in Psalmen und Propheten, auch im Gesetz und in der Geschichte des auserwählten Volkes.

Es besteht mithin kein Zweifel darüber, daß Saulus bei seinen Heroldsrufen in den Versammlungen der Juden in Damaskus die alttestamentlichen Schriften vielfach aufgerollt habe. Und wenn er die alten Erwartungen und Verheißungen las, dann sagte er wohl wie einst Jesus in der Synagoge von Nazareth: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren“ (Luk. 4, 21). So erwies er, daß Gott das Kommen seines Sohnes längst versprochen und vorbereitet habe. Wer heute das 53. Kapitel des Propheten Jesaja unbefangen liest, ist selbst überrascht, wie erstaunlich das Bild des Gekreuzigten in der Bibel des Alten Bundes vorgebildet ist.

Für Saulus und seine Hörer lag im Worte Gottes ein Beweis für die Wahrheit des Christusamtes Jesu von Nazareth. Wie oft lesen wir etwa im Matthäus-Evangelium den Satz: „Das geschah aber, auf daß erfüllt würde, was die Schrift sagt.“ Wo ein Auge dem Glauben aufging für die biblischen Beweise, wo das Ohr wach wurde für das Reden Gottes in seinem Wort, da findet der Glaube viel Bestätigung des Evangeliums. Dadurch wird er in seinem

Weg bestärkt und wird gefestigt in den Stunden der Anfechtung. Und er spricht mit dem Psalmisten: „Ich freue mich über dein Wort, wie einer, der eine große Beute kriegt“ (Ps. 119, 162).

Wieviel Kraft der Erweckung, der Erneuerung und der Befestigung Gott dadurch seiner Gemeinde gegeben hat, wird erst in der Ewigkeit offenbar werden. Je sicherer, je geschützter durch die Mächte der Welt die Kirche lebt, um so ehrfurchtsloser geht sie mit der Bibel um. Je ernster ihre Gefahren werden, je schutzloser sie den Mächten dieser Welt preisgegeben scheint, um so mehr lernt sie das Ohr zu schärfen für Zusammenhänge und Feinheiten des biblischen Wortes, an die eine nur wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr nicht herankommt. Von den Tagen der Reformation und der Gegenreformation her bis hin zum Kampf der Bekennenden Kirche unter der Hitlerdiktatur lassen sich viel geschichtliche Belege für diese Wahrheit finden. Vielleicht wird die Christenheit des überzivilisierten und müde gewordenen Europa sich noch einmal eine neue Theologie der Bibel von den jungen Kirchen schenken lassen müssen, oder die bedrängte Kirche des Ostens, der Sowjet-Union und Chinas, werden uns bezeugen, daß die Bibel mit ihrem Wort eine Beweiskraft enthält, die wir nicht ungestraft verachten dürfen.

Was Jesus, der Auferstandene, den Jüngern von Emmaus tat, als er „anfang, von Mose und allen Propheten und ihnen alle Schriften auslegte, die von ihm gesagt waren“, — das war durch die Apostel Gemeingut der ersten Christenheit geworden (Luk. 24, 27). „Es muß alles erfüllt werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Moses, in den Propheten und in den Psalmen“, hatte Jesus ihnen allen gesagt (Luk. 24, 44). Und ob Jesu Gespräche mit den Jüngern in den Wochen zwischen Ostern und Himmelfahrt, während derer „er sich sehen ließ unter ihnen vierzig Tage lang und redete mit ihnen vom Reiche Gottes“ (Apg. 1, 3), nicht auch von diesen Zusammenhängen handelten? Denn wenn er vom Reiche Gottes, zu dessen Herrscher er auf Erden gesetzt ist, mit den Jüngern sprach, wird er das

Wirken Gottes in Israels Geschichte und sein Kommen in der Niedrigkeit nicht unerwähnt gelassen haben.

Für jeden, der nach einem Beweis für Jesu Christusherrlichkeit fragt, haben wir mithin keine andere Antwort:

Beuge dich im Glaubensgehorsam dem Anspruch Jesu, der Christus und Herr deines Lebens sein will! Fang an, sein Wort ernst zu nehmen und dein Leben unter dem Anruf seines Namens zu leben! Er wird sich dir nicht unbezeugt lassen.

Lies und forsche im Buch des offenbarten Gotteswillens, der Bibel! Sie ist in ihrem Zeugnis heute noch gerade so taufrisch wie einst in Damaskus. Sie hat auch in unserer Zeit zahllose denkende, fragende Menschen zu einer persönlichen Glaubensgewißheit geführt. Keine sogenannte Bildung, kein Fortschritt der Wissenschaft hat die Kraft des Gotteswortes gelähmt. Aber sie läßt sich nur von jenem erkennen, der von ganzem Herzen nach der Wahrheit sucht und sich der erkannten Wahrheit zu stellen bereit ist.

Und schließlich: Wende dich nicht ab vom verachteten Haufen der Anrufer des Namens Jesu, auch wenn sie eine Schar ist, die menschlich wenig imponiert und recht unrepräsentabel ist. Mag unter ihnen manch einer sein, der dir viel zu tragen gibt, — wer von uns weiß, wieviel er dem andern zu tragen gibt? Es gibt unter ihnen dennoch stets Leute, die uns den Dienst des Ananias zu tun bevollmächtigt sind.

13. DER NEUE NAME

Erst Jahre nach seinem Damaskuserlebnis hat Saulus sich für den Verkehr mit der griechischen Welt den Namen Paulus gegeben. An sich war das üblich, daß die für den Griechen schwer auszusprechenden jüdischen Namen für den Auslandsverkehr gräzisiert oder latinisiert wurden. Auch der Name Jesus ist eine Umformung des hebräischen

Jehoschua (= Josua). Im Kolosserbrief (4. 11) nennt Paulus einen Juden des gleichen Namens, der sich latinisiert Justus nennt. Markus, der Evangelist, hieß ursprünglich Jochanan (= Johannes) — siehe Apg. 12, 12! Solche Beispiele gibt es noch mehr.

Der äußere Anlaß der Namensänderung des Saulus mag der Besuch auf der Insel Cypern gewesen sein, wo er dem Statthalter der Insel, Sergius Paulus, begegnete. Paulus erlebte die Freude, daß dieser hohe römische Beamte sich dem Worte Gottes öffnete. „Der Statthalter wurde gläubig, da er sah, was geschah, und er erstaunte über die Lehre des Herrn“ (Apg. 13, 12, übersetzt von Ad. Schlatter). Dieses Erleben zu Beginn der ersten Missionsreise im Auftrag der Gemeinde von Antiochien wird dem Apostel eine ermutigende Bestätigung seines Auftrags gegeben haben. In diesem Zusammenhang lesen wir zum ersten Male vom Wechsel des Namens: „Saulus, der auch Paulus heißt . . .“ (Apg. 13, 9). Von da an verschwindet der Name Saul im Bericht des Lukas.

Aber die Wahl dieses Namens hatte für Paulus vielleicht doch noch einen tieferen Grund. Saul hieß er in Erinnerung an den ersten König Israels, wie er — aus Benjamins Geschlecht. Saul war „eines Hauptes länger als das übrige Volk“ (1. Sam. 9, 2). Aber sein Ende war furchtbar. Er starb durch Selbstmord in Verzweiflung. Kurz vor seinem Tode hatte er eine Geisterbeschwörerin befragt — und diese sind „dem Herrn ein Greuel“ (5. Mose 18, 9–12). Die Erinnerung an diesen Mann mag dem Paulus jetzt noch schmerzlich gewesen sein. Und wollte er denn noch höher sein als die andern? Er hatte gelernt, gering, sehr gering, von sich zu halten (2. Kor. 7, 6). Paulus aber hieß auf Lateinisch: der Kleine, der Geringe. Im Wandel des alten israelitischen Königsnamens in die geringschätzige Bezeichnung des Kleinen lag ein Bekenntnis.

„Du sollst mit einem neuen Namen genannt werden, welchen des Herrn Mund nennen wird“, las Paulus im vielgelesenen Propheten Jesaja (62. 2). Der Prophet er-

wartete für das Gottesvolk die große Wandlung in der messianischen Zeit. Der neue Name bezeichnete das neue Wesen. Aus dem halsstarrigen Volk des Gesetzes soll das Volk der Gnade, der Erneuerung durch den Heiligen Geist werden. Hatte Saulus das nicht jetzt erfahren? Und war nicht schon bei ihm die große Wandlung eingetreten, die er den Korinthern bezeugt: „Ist jemand in Christus, so ist er eine Neuschöpfung, das Alte verging, Neues begann“ (2. Kor. 5, 17)? Nun will das neue Wesen im Glauben an Christus und in der Gemeinschaft mit ihm auch durch einen neuen Namen seinen Ausdruck finden.

Aus dem selbstgerechten Pharisäer Saulus war durch eine Neugeburt aus dem Geiste Christi ein begnadigter Sünder geworden, der bekennen konnte:

„Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet, ja, ich achte es noch alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um welches willen ich alles habe für Schaden geachtet und achte es für Kot, auf daß ich Christus gewinne und in ihm erfunden werde.“

Diese Wende seines Lebens machte aus dem Christenhasser Saulus den Apostel und Zeugen Jesu – Paulus.

